

Mosaik.

Märchen und Novellen

von

A. von Röhde.



Reval.

Verlag von J. H. Gressel.
Commissionsverlag von Ferd. Wassermann.

Mosaik.

Märchen und Novelletten

von

A. von Röhde.



Reval.

Verlag von J. H. Gressel.
Commissionsverlag von Ferd. Wassermann.

Дозв. ценз. Ревель, 2 Сентября 1893.

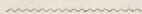
Тип. Ю. Е. Гресселя.



5021

I n h a l t.

	Seite.
1. Der Komet	4
2. Junker Wind	11
3. Die Aeolsharfe	29
4. Wiedergefunden	34
5. Die Königin der Nacht	53
6. Fata Mergana	67
7. Gegenüber	79
8. Vom Stern der zur Erde gewollt	98
9. Drei mal im Leben	121





Der Komet.

Im Reiche des Sonnenkönigs herrschte eitel Jubel und Fröhlichkeit: sollte doch das Hochzeitsfest seiner Tochter, der schönen Prinzessin Venus gefeiert werden, hatte sie doch endlich dem Drängen des Vaters nachgegeben, und dem ritterlichen Prinzen Mond ihre Hand zugesagt. Kalt und gleichgültig hatten sie bis jetzt alle Huldigungen so manches edlen und fürstlichen Freiers gelassen der, von ihrer wunderbaren Schönheit angezogen, erschienen war ihr Herz und Hand und so manche mächtige Fürstenkrone zu bieten; doch kalt und gleichgültig hatte sie alle abgelehnt, denn frei war ihr Herz noch geblieben, noch hatte die Liebe dasselbe nicht berührt und erwärmt, und auch der schöne Prinz Mond hatte es nicht bezwungen, obgleich die Prinzessin ihm eine herzliche und freundschaftliche Zuneigung entgegenbrag. Doch ist es unter den Sternen nicht anders als unter den Menschen: hier wie dort dürfen

Königskinder weder nach ihrem Herzen wählen, noch oft überhaupt kein Herz haben; hier wie dort müssen sie alle ihre persönlichen Gefühle und Neigungen dem eisernen Zwang ihres Standes und Hauses unterordnen, und je mächtigerem Geschlecht solch ein Fürstenkind entsprossen, desto eiserner und härter ist dieser Zwang. So auch hier: als der Sonnenkönig erbittert über das ablehnende Verhalten seiner Tochter dieselbe über den Grund all dieser Abweisungen befragte, und sie ihm zaghaft eingestand, dass ihr Herz noch frei und sie ohne Liebe nimmer sich vermählen wolle, gerieth der Alte in Eifer. Zornig erklärte er der Prinzessin, auf keinen Fall könne noch werde er es dulden, dass sie um eines blossen Hirngespinnstes willen die Rücksichten, die sie ihrem Stande und Hause schulde, so ganz ausser Acht setze, auch müsse und werde er darauf bestehn, dass sie sich jetzt einen der um sie werbenden Fürsten zum Gemahl wähle; einmal vermählt, werde sie ihren Gatten lieben lernen, und bald selbst ihre früheren Phantasiebilder belächeln. Da halfen keine Thränen, kein Flehen der Prinzessin; unerbittlich bestand der sonst so gütige Fürst auf seiner Forderung, und der schönen Venus blieb nichts anders übrig als sich zu unterwerfen. Von allen Bewerbern gab sie nun dem lebenswürdigen Prinzen Mond den Vorzug, dessen sanfte, stille Art und Weise sie am wohlthuedsten und sympathisch-

sten berührte. Obgleich derselbe zu der schönen Prinzessin eine innige, leidenschaftliche Liebe hegte, hatte er es doch nie gewagt als offener Bewerber um ihre Hand aufzutreten, sowohl aus persönlicher Bescheidenheit als auch in Hinsicht auf seine Stellung: zwar einem der ältesten und mächtigsten Fürstengeschlechter der Sternenwelt entsprossen, war er der Prinzessin vollkommen ebenbürtig, und auch in entferntem Grade mit ihr verwandt, doch konnte er als jüngerer Sohn seines Hauses ihr kein Reich und keinen Thron bieten, und das war in seinen Augen ein unüberwindliches Hinderniss. Auch zog der alte Sonnenkönig die Stirn etwas kraus als ihm Prinzessin Venus den Mond als Erwählten nannte; er, seinerseits hätte gern seine Tochter als Fürstin eines grossen Reiches gesehen, und wäre ihm persönlich Fürst Sirius, der in stolzer, siegesgewisser Schönheit prangende, mächtige Herrscher der liebste Schwiegersohn gewesen. Doch da nun die Prinzessin auch bescheiden aber fest auf dem Ihrigen bestand, und der Alte froh war, dass sie sich überhaupt zu einer Wahl nur entschlossen hatte, da er ausserdem an dem Prinzen nichts triftiges auszusetzen fand, gab er, wenn auch nicht ganz zufrieden gestellt, seine Zustimmung. Die Zeit verging, auch der Tag der Vermählung brach endlich an; in nie dagewesener Pracht und Herrlichkeit sollte dieselbe nun gefeiert werden. Festlich geschmückt war der ganze

weite Himmelsraum, in so zauberhaftem Schmuck prangte er, wie die ältesten Bewohner des Sonnenreiches sich noch nie erinnern konnten gesehn zu haben. Von nah und fern zogen edle, vornehme Gäste herbei, denn mit Einladungen war nicht gespart worden, und auf das gastfreundlichste wurden sie alle vom Vater der Braut begrüsst und empfangen. Schon lange vor der festgesetzten Zeit hatte sich eine ungeheure Zuschauermenge am Wege eingefunden, den der Festzug passiren musste; zahllos, dicht, Kopf an Kopf gedrängt stand die unabsehbare Masse der Schaulustigen und Neugierigen da in höchster Spannung und fieberhafter Aufregung das grossartige, so viel besprochene Schauspiel erwartend, denn auch dem Sternenvölkchen gehn wie dem der Menschen, seltene, grossartige Schauspiele und Feierlichkeiten über alles. Die verschiedenartigsten Gespräche und Gerüchte wurden dabei laut, und je unwahrscheinlicher und ungeheuerlicher dieselben waren, desto mehr Glauben wurde ihnen geschenkt, und desto mehr Anklang fanden sie. „So hat unsere Prinzessin denn doch gewählt!“ — hiess es in einer Gruppe. „Möge sie nur glücklich mit dem Prinzen werden!“ „Er ist ja so schön und stattlich.“ „Doch lange nicht so schön wie Fürst Sirius.“ „Warum sie wohl den nicht gewählt hat?“ — warf da ein junges, liebliches Sternchen auf. „Ja, du lieber Gott, Gefallen geht eben vor allem!“ — antwortete

ein junger Sternenbursch, seine Nachbarin verliebt anblinzeln. — „Mir gefällt die Prinzessin auch lange nicht so gut, wie . . .“ „Sie hat ja,“ — beeilte sich das hübsche Kind, hell aufleuchtend, was bei den Sternen dem Erröthen der Menschen gleichkommt, ihm in die Rede zu fallen — „Sie hat ja, sagt man, gar niemand haben wollen.“ „Man sagt, der König habe sie jetzt gezwungen . . .“ — flüster-ten andere geheimnissvoll durcheinander. „Sie soll eine heimliche Liebe haben . . .“ „Eine unebenbürtige . . .“ „Der schöne Jäger Orion . . .“ „Und da soll nun Prinz Mond . . .“ „Nun, der wird nur zu gern der Schwiegersohn eines so mächtigen Fürsten wie unser König.“ „Sie kommen, sie kommen!“ — erscholl es nun von allen Seiten. „Seht, seht!“ „Oh, diese Pracht!“ „Oh! . . .“ zog es langgedehnt durch die ganze Masse, und ein ganz unbeschreibliches Gedränge entstand. In der That, der nun herannahende Festzug gewährte einen über alle Begriffe prächtigen Anblick: voran, in weithin leuchtender Rüstung die Dioskuren Castor und Pollux als Herolde. Ihnen folgte mit fliegenden Bannern und rauschender Musik die ebenfalls prächtig geschmückte Garde der Leibjäger des Sonnenkönigs, ihr Anführer, der strahlend schöne Orion, an der Spitze. Nicht mindere Bewunderung erregte das nun folgende, reich mit Edelsteinen aller Art geschmückte, goldene Siebengespann, das der Polarstern, der Fürst aus

dem hohen Norden, seinem gastfreundlichen Wirth als Festgabe dargebracht. Fröhliche Festgesänge erklangen, und es nahte eine ganze Schaar anmuthiger, in helle, leuchtende Gewänder gekleideter Jungfrauen (die Plejaden) die den Weg mit Blumen bestreuten, und nun erscholl ein vieltausendstimmiges „Heil!“ „Heil dem hohen Brautpaare, Heil!“ der in rückhaltloser Begeisterung überschäumenden Volksmenge. Freundlich grüssend neigte die anmuthige Braut, die zwar auffallend bleich aussah, aber trotzdem in überirdischer Schönheit prangte, das reizende Haupt bald rechts, bald links, während der stattliche Bräutigam, dessen Schönheit nicht blendete, wohl aber durch eine gewisse sanfte Anmuth aller Herzen fesselte, und der von Kopf bis zu Fuss in leuchtend goldener Rüstung erschienen war, seine Blicke liebesdrunken auf der reizenden Erscheinung an seiner Seite ruhen liess. Dem Brautpaare folgten die Ehren Damen und ihre Kavaliere, unter denen namentlich die ruhig-stolz leuchtende Vega, die von Diamanten übersäete Capella und die sanfte in goldige Gewänder gehüllte Spica, sowie auch der in rothgoldiger Rüstung prangende schwermüthige Mars und der in reichem hellfunkelndem Schmuck erschienene Jupiter grosses Aufsehen erregten. Von neuem ertönte rauschende Musik, und mit fliegenden Fahnen, in reicher Rüstung zog das stattliche Leibregiment des Sonnenkönigs (die Asteroiden) vorbei und — nicht

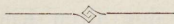
endenwollende Jubelrufe „Heil!“ „Heil unserem Fürsten!“ erfüllten von neuem den ganzen weiten Himmelsraum, als der noch immer schöne stattliche König in strahlenden Gewändern, die mit Diamanten übersäete Krone auf dem Haupt, in seinem goldenen Königswagen, gefolgt von seinen Freunden den Fürsten Sirius, Regulus, Arctur und anderen, die ebenfalls in blendender königlicher Pracht erschienen waren, an der, in ihrem Enthusiasmus alles vergessenden Volksmenge, vorüberzog. Was nun noch kam als: das zahlreiche Gefolge all der fremden, sowie auch des Sonnenfürsten, in reicher, blitzender Rüstung, einherziehende Regimenter interessirte die schaulustige Menge weniger, und alles strömte nun eilig dem Zuge nach, und neben ihm her. Da geschah aber etwas gar seltsames, unerwartetes: der Festzug stockte plötzlich, die rauschende Musik, die Gesänge, die begeisterten Zurufe der Volksmenge, alles verstummte; unverwandt, wie durch mächtigen Zauber gefesselt richteten sich aller Blicke auf einen einzigen Punkt: dort nahte ein Zug, dessen märchenhafte Pracht und Herrlichkeit den Reichthum des Sonnenkönigs weit noch überstrahlte. So leuchtend waren die Rüstungen, so funkelnd der Schmuck, so farbenprächtig die Gewänder, das aller Augen wie geblendet am herannahenden Zuge haften blieben. Und nun der Führer dieses fast unabsehbaren Gefolges? Es war einer jener fahrenden Ritter unter

den Gestirnen, die vornehmen oft sogar fürstlichen Geschlechtern entsprossen, und nicht selten über fabelhafte Reichthümer verfügend, jedoch land- und heimathlos, bald diesem bald jenem Herrscher dienend, bald einfach auf gefahr- und ruhmvolle Abenteuer ausgehend, umherstreifen; es war ein in so sinnberückend strahlender, zauberischer Jugendschönheit prangender Komet in einem Aufzuge von so märchenhafter Pracht, der dieses zahllose funkelnde, leuchtende, blitzende Gefolge anführte, dass der ganze weite Himmelsraum wie verdunkelt erschien, und alles Licht, aller Glanz allein nur von ihm und seinem Gefolge auszugehen schien. Längst war die zauberhafte blendend strahlende Erscheinung ebenso spurlos und räthselhaft den Blicken der wie verzaubert Dastehenden in der Ferne entschwunden, als wieder Leben und Bewegung in die bis dahin wie erstarrte Menge kam, und Rufe der rückhaltlosesten Bewunderung und Begeisterung von allen Seiten laut wurden. Auch Prinzessin Venus hatte die ganze Zeit über gleich den anderen wie verzaubert, geblendet dagestanden. Beim ersten Blick auf den vorüberziehenden Kometen fühlte sie, dass sie nimmermehr dem Prinzen Mond ihre Hand reichen könne, dass ihr Herz auf ewig diesem wunderbaren, strahlend schönen Fremdlinge gehören müsse; ein bis dahin nie gekanntes Gefühl einer unaussprechlichen Sehnsucht und dabei doch einer unsagbaren

Wonne und Seligkeit überkam sie. Mit trunkenen Blicken folgte sie der blendend herrlichen Erscheinung, und als alles endlich in weiter Ferne verschwunden, war es ihr, als sei urplötzlich alles Licht erloschen, als umfange sie tiefste Dunkelheit; sie erblasste, wankte, um im nächsten Augenblicke bewusstlos hinzusinken. Alles umringte voll Schrecken die Besinnungslose; das Fest war gestört, bekümmert gab der König das Zeichen zur Rückkehr, und eher einem Trauerzuge gleichend, ohne Musik und Gesang kehrte der erst so glänzend prächtige Festzug, in Verwirrung und Schrecken aufgelöst, zurück. — Wer beschreibt aber den Zorn des Sonnenkönigs, als ihm am anderen Tage die schöne Venus blass und umflorten Auges entgegentrat, und bescheiden aber fest ihre Weigerung aussprach, die Gattin des Prinzen Mond zu werden. Auf alle Fragen des erzürnten Fürsten nach dem Grunde ihres Rücktrittes erklärte sie bestimmt, sie liebe den Prinzen nicht, sie liebe den schönen Kometen, der ihre ganze Seele, ihr ganzes Sein und Wesen gefangen genommen, und dem allein sie angehören wolle und sonst keinem. Da stieg der Zorn des alten Königs auf's höchste: er tobte, er wüthete, er drohte mit Verbannung — es half nichts: standhaft blieb die Prinzessin bei ihrer Erklärung. —

Seitdem wandelt die schöne Venus einsam und fern von den anderen Gestirnen ihre Bahnen. Seh-

süchtig späht sie aus in die Ferne ob der so spurlos Entschwundene nicht wiederkehren, ob er nicht noch einmal ihre Bahnen kreuzen werde! . . . Auch Prinz Mond wandelt still und traurig dahin; wohl hat er später die anmuthige Schwester der Geliebten, Prinzessin Erde, heimgeführt, und treu wandelt er ihr zur Seite, doch seine Liebe gehört der auf ewig verlorenen Venus. Stillter und bleicher ist er geworden, und voll Wehmuth folgen seine Blicke der herrlichen leuchtenden Erscheinung, wenn sie des Morgens noch lange nachdem alle anderen Gestirne erblasst, ihres strahlenden Kometen harrend, dahinzieht, bis auch sie, ermüdet vom langen vergeblichen Harren, und vor dem Antlitze des zürnenden Sonnenfürsten sich bergend, vom Himmelsraum verschwindet, um als Erste, lange vor all den anderen Sternen wieder am westlichen Abendhimmel hervorzutreten und sich ganz ihrer Sehnsucht nach dem unwiederbringlich verlorenen Geliebten hinzugeben.





Junker Wind.

Huuuuuu — — — — ih! Wie der Wind durch die Strassen zieht! In wildem, ungezügelm Lebensü bermuth treibt er sich umher, singend, heulend, pfeifend, und besonders heute scheint er so recht in seiner ausgelassensten, tollsten Laune zu sein. Schon seit einigen Stunden durchstreift er in die Kreuz und Quer die dunkelnden, fast ganz menschenleeren Strassen der grossen Handelsstadt. Trotzdem jeder, der es nur irgend kann, es vermeidet das Haus zu verlassen, und auch die Thierwelt nach Vermögen ihre Schutz- und Schlupfwinkel aufgesucht hat, findet Junker Wind doch noch mancherlei, das ihm des Spieles werth dünkt: bald peitscht er die Wellen des Flusses, dass sie vor Wuth hoch aufschäumen, um sich jedoch gleich darauf, grollend, Zuflucht suchend, noch tiefer in ihr tiefes Bett hineinzuwühlen; bald ringt er mit den uralten, mächtigen Bäumen des Stadtparkes, und schüttelt sich

vor unbändigem Lachen, wenn selbst die grössten und mächtigsten unter ihnen sich laut murrend unter seiner Kraft beugen müssen; bald rüttelt er im Vollgefühl dieser Kraft an den festesten und höchsten Bauwerken der Menschen, erklimmt die hochragendsten und schwindelndsten Thürme, fährt laut singend und pfeifend durch alle Röhren; bald bindet er mit Thier und Menschen an, die, ihm Trotz bietend, sich hinausgewagt; treibt so ein armes Geschöpf vor sich her, oder zwingt es mit ihm Schritt zu halten, bis dasselbe in ohnmächtigem Ringen erschöpft das Nutzlose eines jeden Widerstandes ein- sieht, und sich dem wilden Gesellen auf Gnade und Ungnade ergeben muss. Und doch meint es derselbe nicht böseartig, bewahre! Er ist blos ein junger, wilder, ausgelassener Bursche, der gern mit der ganzen Natur seinen Schabernack und seine Possen treibt, und sich auf das herzlichste amüsirt, wenn ihm wieder so ein besonders toller Streich gelungen, wenn er auch zuweilen vor überquellender, strotzender Lebenskraft die Grenzen leicht überschreitet, und Unheil anrichtet, wo er doch nur sein Spiel treiben gewollt. —

Nach Herzenslust tobte der wilde Geselle umher; nachdem er noch so im Vorübergehen hier ein Gefährt, das umsonst sich bemühte im Gleichgewicht zu bleiben, fast umgeworfen, dort das Dach eines altersschwachen Häuschens beschädigt, wurde plötz-

lich seine Aufmerksamkeit auf die festgeschlossenen Fensterläden eines grossen, schönen Wohngebäudes gelenkt. Seine Neugier ward rege, und heftig begann er an denselben zu rütteln. Der unerwartete Widerstand, den sie ihm entgegensetzten, reizte mächtig sein Verlangen diesen Widerstand zu brechen. Bald begann denn auch eine der Läden ein wenig nachzugeben; eine kleine Spalte bildete sich, dem oberflächlichen Auge kaum bemerkbar, doch gross genug um dem neugierig hineinblickenden Winde ein reizendes Bild zu zeigen: ein mit allem nur denkbaren Luxus und Comfort ausgestattetes Zimmer, weiches, schwellendes Möbel, grosse, reichverzierte Wandspiegel, kostbare Gemälde in ebenso kostbaren Rahmen, ein wahrer Garten der schönsten Pflanzen und blühenden Blumen geschmackvoll im Zimmer vertheilt, und inmitten des ganzen eine Frauengestalt von einer so holdselig verführerischen Anmuth und Schönheit, dass sogar Junker Wind, der wilde Brausekopf, der unbändige, rauhe Bursche unwillkürlich den Athem anhielt, und unverwandt die reizende Erscheinung anstarrte, die ein Zeitungsblatt in der Hand, soeben aus einem der Nebengemächer eintrat. Das Blatt ausbreitend, und mechanisch mit den Augen durchfliegend, liess sich die Schöne in einem Sessel nieder; plötzlich zuckte sie aber zusammen, in sichtbarer Spannung beugte sie sich tiefer über das Blatt, eine dunkle Gluth be-

deckte das schöne Gesicht, fest pressten sich die rosigen feingeschnittenen Lippen aufeinander, ein halb unterdrückter, zorniger Ausruf, und zerknittert lag das Zeitungsblatt am Boden. „Der Unverschämte!“ — murmelte sie mit blitzenden Augen und leichtgeballten Händen. — „Was will er eigentlich von mir! Weil ich eine Kunst treibe, die nicht seinen Beifall hat, glaubt er sich das Recht nehmen zu dürfen mich mit Beleidigungen und Schmähungen zu überhäufen. Weil das Publikum, trotz seines allerhöchsten Missfallens mir zujubelt, zujauchzt, mich mit Beifall, Blumen und Lorbeeren überschüttet, glaubt er das Recht zu haben . . .“ Ihre Augen hatten sich verdunkelt, sie brach in heftiges Schluchzen aus. Und dass gerade er, der feingebildete, fein empfindende Künstler, der lebenswürdige, feingebildete Mensch sich so zu ihr verhielt; dass gerade er, dessen ganze Art und Weise, sie konnte es nicht läugnen, bei ihrem ersten Begegnen schon einen mächtigen Eindruck auf sie gemacht, welcher Eindruck sich trotz der späteren sichtlichen Zurückhaltung des jungen Mannes um nichts vermindert; dass gerade er, an dessen Meinung ihr doch so viel, so viel . . . Ein trotziger Zug umgab plötzlich die noch fester aufeinander sich pressenden Rosenlippen. Nichts, gar nichts lag ihr an seiner Meinung, nichts! Mochte er sie nur immer angreifen, mochte er! Sie blieb doch die gefeierte, die umworbene Künstlerin,

der auf Händen getragene Liebling des Publikums. Und sie wollte auch nicht mehr weinen, wesswegen auch! Und doch stiegen, kaum dass sie die Thränen getrocknet, ihr neue in den schönen Augen auf, und von neuem erbebte die schlanke Gestalt vor krampfhaftem Schluchzen. Junker Wind, der noch immer wie bezaubert durch die Spalte lugte, konnte, wie alle ungestümen, heftig aufbrausenden, aber im Grunde des Herzens gutmüthigen Naturen, kein Weib weinen sehen, und nun gar ein so schönes Weib! „Barbar!“ — grollte er, empört auffahrend — „Unmensch! Na, warte, dich sollt ich fassen!“ Und etwas stiller geworden zog nun der wilde Bursche weiter; seine Gedanken konnten sich von dem schönen, weinenden Mädchen gar nicht trennen. Jede Lust zu übermüthigem Spiel war ihm plötzlich vergangen. Wohl rüttelte er noch hier und da an manchen Thüren und Fenstern, wohl piff und heulte er noch durch die Strassen, allein es war nur um der ihn mächtig überwältigten Erregung beim Anblick des schönen weinenden Wesens Herr zu werden, und seinem Ingrim gegen den herzlosen Menschen, der diese Thränen verursacht, Luft zu machen. Plötzlich horchte er auf. „Zugegeben, es klingt hart und grausam,“ — erklang aus dem Flur eines hohen Steingebäudes eine angenehme Männerstimme in erregtem Ton, — „aber die Wahrheit ist eben bitter, und wer nur an Süßigkeiten gewöhnt ist . . .“

„Lieber Freund,“ — unterbrach den Redenden eine andere ältere Stimme — „wie leicht ist's nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten, z. B., was du da von Apollo und den Musen geschrieben . . .“ „Und ist's etwa nicht die reine, lautere Wahrheit?“ — rief die erste Stimme in noch erregterem Ton. — „Haben nicht dieselben allen Grund ihr Haupt zu verhüllen, wenn sie sehen, wie der ihnen geweihte, geheiligte Lorbeer missbraucht und entweiht wird, die leichtfertigen Priesterinnen der Götter Offenb. . .“ „Halt, halt, alter Junge! Es mag ja im Grunde alles wahr sein, was du da sagst, allein das giebt dir noch nicht das Recht so in Bausch und Bogen abzuurtheilen. Ich, meinestheils, denke: wer so still und zurückgezogen in der Familie einer verheiratheten Freundin lebt, wer so anständig, so dezent wie im Leben, so im Spiel auftritt, der kann unmöglich frivol und leichtfertig sein; wer sich auf solch einen Fuss mit seinen Collegen stellt, wer noch letzthin die Hälfte seiner Benefizeinnahme zur ärztlichen Behandlung einer an den Lungen erkrankten Choristin überliess, der muss Seele, Herz und Gemüth . . .“ „Reklame, nichts als Reklame, Freund, hat sie dir das alles selbst vertraut?“ „Ja, mir selbst, dem Arzte der Erkrankten, den sie gebeten die Behandlung zu übernehmen, und dem sie die Summe überliess. Schäme dich, Leo, du bist ein unverbesserlicher, alter Lästler und Zweifler, dem nicht zu

helfen ist! Brechen wir ab; wohin willst du denn jetzt? Wohl in den Club?“ „Ja, auf ein Stündchen; kommst du nicht auch hin?“ „Vielleicht später. Jetzt erwartet mich hier dein Flurnachbar, auch ein Patient. Nun, lebe wohl, und bessere dich!“ Die Freunde trennten sich; Leo trat hinaus. Huh! Wie der Wind durch die Strassen strich! Fröstelnd zog der junge Mann seinen Mantel enger zusammen, und schlug den hohen Kragen auf so, dass das interessante, feingeschnittene Gesicht fast ganz verdeckt war, und nur die sprechenden dunklen Augen aus der Umhüllung hervorblitzten. Rüstig schritt er vorwärts, in Gedanken versunken. Huh! Wie der Wind piff und heulte! Wie er wüthend und ingrimmig am jungen Wanderer zerrte! „Habe ich dich!“ — rief er frohlockend. — „So bist du es, der das schöne Mädchen bis zu Thränen gebracht; nun sollst du es mir aber auch büßen!“ Plötzlich schien dem wilden Burschen aber ein Einfall gekommen zu sein, ein Einfall so toll, so verlockend, dass der unbändige Geselle laut vor Freude über denselben aufjauchzte, und in ausgelassenen Capriolen den jungen Mann umkreiste. „Na, hüte dich nur, mein Lieber!“ — rief er — „mir entkommst du jetzt nicht mehr! Abbitte sollst du dem schönen, süßen Geschöpf thun, Freundchen, Abbitte, und das noch heute, oder ich will nicht Junker Wind heissen, der wilde Sohn des mächtigen Herrschers der Lüfte.“

Und immer ausgelassener, immer toller fuhr er dahin, den jungen Fussgänger von allen Seiten zerrend und stossend. In tiefe Gedanken versunken schien es derselbe erst gar nicht zu merken. „Wirklich, das hätte sie gethan, die schöne Schwedin! Sie, die Operettendiva, die Priesterin der Musen Lecoq's und Offenbach's! Dessen hätte er sie wahrlich nicht für fähig gehalten! Das war ja reizend von ihr! . . . Pah, Reklame, wie er es auch seinem Freunde gesagt, nichts als Reklame, wie es so hinter den Coullissen üblich . . . Doch hätte sie es dann wohl so heimlich gethan? Hätte sie es nicht vielmehr an die grosse Glocke gehängt, ausposaunt in alle Welt? So eine kleine diskrete Notiz in der Zeitung hätte sich gar nicht übel ausgenommen. Aber nichts von alledem; kein Mensch wusste was davon, und wenn es heute der Freund nicht im Eifer der Vertheidigung selbst ausgeplaudert, so . . .“ Erschöpft und ausser Athem hielt der junge Mann ein wenig im Gehen an. „Wie der Wind heulte, er blies ihn ja fast um! . . . Aber ein reizender Zug war es doch, den er da erfahren! Sollte sein Freund in diesem Falle hier wirklich Recht behalten? Hatte er in seinem heiligen Eifer für die Reinheit der Kunst wirklich einmal das Kind mit dem Bade ausgeschüttet? Gewiss, an ihrem Lebenswandel hätte auch die ärgste Klatschbase nichts aufspüren vermocht: still und zurückgezogen lebte

sie nun schon seit einem reichlichen halben Jahre bei ihrer Schulfreundin, der jungen Frau des schwedischen Consuls. Träte sie nicht einige mal wöchentlich im Theater-Bouffes auf, kein Mensch würde etwas von der schönen Elin R. wissen; keine Extravaganzen, keine Aufsehen erregende Toiletten, keine... Nein, dieser unausstehliche Wind! Es ist nicht zum Aushalten! Wenn ich nur geahnt, wie arg es draussen, nicht im Traum wäre es mir eingefallen das Haus zu verlassen.“ Von neuem blieb der junge Mann um Athem zu schöpfen stehen, dann setzte er sich wieder in Bewegung. „Und das musste man der schönen Sängerin auch lassen: ebenso anständig und dezent, wie ihr Lebenswandel, war auch ihr Auftreten und ihr Spiel; hatte er doch selbst in seinen Kritiken ihr Mangel an Verve und prickelndem Leben für dieses Genre vorgeworfen. Wenn nicht ihre Schönheit und die wunderbare Stimme... Beim Himmel, welch eine Agathe... oder Pamina!... Wie schön sie ist! Wenn sie die grossen Augen mit dem klaren, kindlichen Blick voll auf einen richtet... eine leichte Röthe der Erregung das liebliche Oval überzieht... Wie ein Glorienschein umwallt das goldige Haar den reizenden Kopf...“ Und ihre erste Begegnung auf einem Wohlthätigkeitsbazar, da schön Elin als Verkäuferin fungirte, kam ihm in's Gedächtniss. Auch er war als Käufer gekommen, hatte mit ihr geplaudert, gescherzt; die

bestrickende Anmuth des schönen Mädchens, die einfach edle Liebenswürdigkeit mit der sie allen Wünschen ihrer Kunden entgegenkam, doch die mit einer gewissen Unnahbarkeit gepaart jede Zudringlichkeit nicht ein mal in Gedanken zuliess, hatten den jungen Schriftsteller dergestalt gefesselt, dass er wie bezaubert einherging. Doch als er erfahren, dass es die neue Operettensängerin, deren Auftreten in den nächsten Tagen man mit Spannung entgegensah, da lächelte er verächtlich: eine Operettensängerin! das kannte man schon! Und er, der Narr, hätte sich fast verleiten lassen etwas zu tief in diese so kindlich blickenden Augen zu schauen! Eine Muse Offenbach's und kindlich! Spöttisch verzogen sich auch jetzt die Lippen des jungen Mannes. Das war nun aber doch zu arg mit dem Winde, jetzt riss er ihm zum zweiten mal den Mantel auseinander! Und wo blieb denn nur das Clubgebäude? Nahm denn der Weg heute gar kein Ende? Das war ja das Wohnhaus des schwedischen Consuls, vor dem er stehen geblieben; wie kam er denn nur eigentlich her? Und der Wind, der durchtriebene Bursche, lachte ihm ausgelassen in's Gesicht, dass dem jungen Schriftsteller der Athem stocken zu bleiben drohte, und er, nicht im Stande auch nur einen Schritt weiter zu thun, sich um nur einigen Halt zu gewinnen, an die Wand anlehnen musste. Junker Wind, der rasch durch die kleine Spalte gelugt, und das

schöne Mädchen zum Ausgehen bereit vor dem Spiegel erblickte, hörte sie nun noch zu der Freundin sagen: sie solle sich nicht sorgen, wenn sie, Elin, länger als sonst wohl ausbliebe, die Kranke sei so ganz allein, und sie habe der Aermsten versprechen müssen den Abend bei ihr zubringen zu wollen. Ein herzlicher Kuss noch, und die Thür hatte sich hinter dem Mädchen geschlossen. Mit einem raschen Griff riss nun Junker Wind dem jungen Journalisten den Hut vom Kopfe, und liess ihn direkt vor die Füße der schlanken Frauengestalt rollen, die mit einem leisen Schrei in den Flur, aus dem sie soeben hervorgetreten, zurückwich, als der junge Mann sich gleich darauf, den Hut aufhebend, vor ihr aufrichtete. „Bitte tausendmal um Entschuldigung,“ — sagte er mit noch etwas vom heftigen Windstoss stockendem Athem, und sich vor der jungen Sängerin, die er nun erkannte, verneigend — „tausendmal um Entschuldigung, mein gnädiges Fräulein, wenn ich Sie ohne mein Wissen und Wollen erschreckt haben sollte, allein der Wind . . .“ „Bitte sehr, mein Herr,“ — gab das schöne Mädchen, das sich, auch ihrerseits den jungen Kritiker erkennend, wieder rasch gefasst hatte, zur Antwort, und mit höflichem Grusse wollte sie an ihm vorüber; doch blies ihr der Wind so heftig entgegen, dass sie nach einigen Schritten schon anhalten musste. Sofort war der junge Mann an ihrer Seite sie zu stützen. „In diesem Wetter

oder vielmehr Unwetter können doch gnädiges Fräulein unmöglich allein zu Fuss“ Und angestrengt spähte er umher nach einem Gefährt, doch umsonst: weit und breit kein einziger Rosselenker in Sicht: hier und da nur rollte ein schon besetzter Wagen an ihnen vorbei. „Lasciate Speranza!“ — sagte der junge Mann sich wieder an das Mädchen wendend. — „Wenn gnädiges Fräulein mir aber gestatten, Ihnen meinen Arm und Begleitung“ Einen Augenblick zögerte Elin mit der Antwort; forschend streiften ihre Blicke die edel geschnittenen Züge des fesselnden, fast schön zu nennenden Männerkopfes; eine plötzlich im Herzen ihr aufsteigende Bitterkeit liess sie ablehnen. Was wollte er denn eigentlich von ihr? Schriftlich diese Schmähungen und Angriffe, jetzt diese Zuvorkommenheit, die doch nur Maske. „Sehr freundlich von Ihnen, Herr Doctor, sich so um mich zu bemühen;“ — die Antwort sollte leichthin klingen, doch drang die Bitterkeit unwillkürlich durch, — „allein ich glaube den Weg auch allein wagen zu können, da der Wind nachgelassen hat, und es auch nicht gar zu weit ist.“ Mit einem leichten Neigen des schönen Kopfes eilte sie schnellen Schrittes nun am jungen Mann vorbei, der ihr langsam und schweigend folgte. „Warte nur, du trotziges Ding!“ — rief der Wind — „Ich kriege euch doch noch!“ Und von neuem blies er sie mit einer raschen Wendung so heftig an, dass

sie nach einigen Schritten nur fast athemlos an den Doctor anlehnen musste, der ihr wieder rasch zu Hülfe geeilt. Mechanisch, wie betäubt legte sie ihren Arm in den seinigen, mechanisch schritt sie erst neben ihm her, dann sagte sie in scherzend klingensollendem Tone, doch drang die mühsam verhaltene Bitterkeit von neuem unwillkürlich durch: „Schicksalstücke, Herr Doctor! Einer leichtfertigen Priesterin der Götter Offenbach's Ritterdienste zu . . .“ „Gnädiges Fräulein!“ -- und die Züge des jungen Mannes überflog eine glühende Röthe. Warm begann er seine Erklärung; beredt, lebendig, feurig, voll Enthusiasmus für die Kunst, die schöne, die hohe, die göttliche flossen die Worte ihm von den Lippen, und schweigend, immer mehr und mehr hingerissen lauschte das Mädchen seiner begeisterten Rede. Junker Wind, den ausgelassenen Thunichtgut, der plötzlich merkwürdig still geworden war, schien es nun köstlich zu amüsiren hinter den beiden einherzuschleichen, und mit dem langen, weichen Shawl, den das Mädchen sich umgeschlungen, zu spielen. Nur zuweilen pffiff er laut vor sich hin vor Vergnügen, wie jemand dem etwas besonders gut gelungen. Als der junge Mann endlich schwieg: „Jetzt erst glaube ich Sie zu verstehen, Herr Doctor;“ — sagte Elin, die zuletzt in athemloser Spannung seiner Rede gefolgt war, — „oft schon fühlte ich selbst etwas ähnliches, oft trotz aller errungenen Erfolge,

trotz des rauschendsten Beifalls, mich im tiefsten Grunde der Seele nicht befriedigt, nur wusste ich den mich bestürmenden Gefühlen keinen rechten Ausdruck zu geben. In Ihren Kritiken glaubte ich bloß persönliche Angriffe sehen zu können und, offen gestanden, haben mir dieselben, besonders die letzte recht, recht weh gethan.“ Leicht erbebte die melodische Stimme bei diesen Worten. „Gnädiges Fräulein!“ — rief Leo erregt, — „Sie sehen mich untröstlich! Können Sie mir verzeihen, dass . . .“ „Bitte, Herr Doctor, ich habe Ihnen nur zu danken, dass Sie mir die Augen geöffnet. Doch da bin ich auch am Ziel; haben Sie besten Dank für Ihre Begleitung.“ Sie reichte ihm die Hand, die er von einer seltsamen Bewegung überwältigt innig an seine Lippen drückte. Hell erglühete bei diesem Handkusse das schöne Gesicht des Mädchens. Junker Wind, der sich bis dahin recht Gewalt angethan sich verhältnissmässig ruhig zu verhalten, machte vor Vergnügen, dass er nun doch seinen Willen durchgesetzt, einen Freudensprung nach dem anderen. „Darf ich hoffen,“ — hörte er den jungen Mann jetzt sagen — „Sie bald vielleicht bei günstigerer Gelegenheit wiederzusehen, gnädiges Fräulein?“ Forschend versuchte Leo ihr dabei in die Augen zu blicken, und unwillkürlich drückte er die kleine Hand, die in der seinen ruhen geblieben, etwas fester. „Wenn Sie meiner Freundin, der Frau Consul,

einen Besuch machen wollen, Herr Doctor,“ — erwiderte die Sängerin unter den forschenden Blicken des jungen Mannes über und über erglhend, — „sie meinte noch letzthin, es würde sie sehr freuen Ihre Bekanntschaft machen zu können.“ „Und Sie selbst, Fräulein? Darf ich hoffen, dass mein Besuch Ihnen ebenfalls? . . .“ „Auf Wiedersehen, Herr Doctor!“ — war die Antwort des jungen Mädchens, und, ihre Verwirrung immer mehr und mehr anwachsen fühlend, wollte Elin in das Haus hinein-eilen. Doch was war denn das? Ihr langer Shawl hatte sich, wahrscheinlich vom Winde hin und her geworfen, unmerklich so fest um den Hals des jungen Mannes geschlungen, dass das Mädchen einige Zeit brauchte die weiche Umschlingung zu lösen, besonders in der Dunkelheit des Abends, obgleich am Hause dicht neben ihnen eine Gasflamme ihr Licht auf die beiden warf. Erschwert wurde die Aufgabe auch noch dadurch, dass Junker Wind augenscheinlich ein grosses Vergnügen daran zu finden schien sein bermthiges Spiel mit ihnen zu treiben, und in seiner Ausgelassenheit die kaum gelste Umschlingung von neuem und wo möglich nur noch fester anzog. Einige Minuten schon nestelte das schöne Mädchen am Shawl in immer anwachsender Verwirrung; heiss stieg ihr das Blut in’s Gesicht, und die Hände zitterten so merkwürdig. Auch den Doctor hatte eine sonderbare Erregung ergriffen in

der unmittelbaren Nähe des schönen Wesens, das so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und ihm heute annuthiger und liebreizender denn je erschien. Der Anblick ihrer sichtlichen Verwirrung machte auch seine Erregung noch steigen, er fühlte ihren Athem leicht seine Wange streifen, er sah die kleinen, schlanken Hände unablässig an ihm nesteln, das unter dem dunklen Mützchen hervorquellende Goldhaar flimmerte immerfort vor seinen Augen, und heiss stieg auch ihm das Blut in's Gesicht. Ungestüm ergriff er plötzlich diese schlanken, feinen Hände, ungestüm zog er dieselben an seine Lippen, sie mit unzähligen, glühenden Küssen bedeckend, ungestüm breitete er seine Arme aus: „Elin!... Geliebte!...“ Ein plötzlicher Windstoss trieb das hell aufjauchzende Mädchen in diese Arme, und das sich nun fest umschlungen haltende Pärchen in den schmalen, halb erleuchteten Flur, vor dem es gestanden, hinein; ein zweiter womöglich noch heftigerer Windstoss — und mit donnerndem Gepolter fiel die Haus Thür hinter den beiden zu. Unbändig und ausgelassen lachte nun der wilde Geselle, als er durch's Schlüsselloch blickend sah, wie schön Elin mit glückstrahlenden Blicken, in seliger Selbstvergessenheit zum Geliebten emporschaute, fest von dessen Armen umschlungen, und wie sie es schweigend duldete, dass er, zärtliche Worte der Liebe murmelnd, ihr flimmerndes Goldhaar, ihre Augen, ihre Lippen mit

heissen, glühenden Küssen bedeckte. Laut und unbändig lachte Junker Wind, dass ihm sein toller Schelmenstreich so wunderbar gelungen, lachte, lachte, dass es laut durch die Strassen der Stadt schallte, und gar mancher, der nun bei geschlossenen Läden im warmen, hell erleuchteten Zimmer sass, horchte wohl auf, und schüttelte sich bei dem Gedanken an das Unwetter draussen.

* * *

Nicht wenig Staunen erregte im kunstliebenden Publikum der reichen Handelsstadt eine, im Tageblatt einige Tage darauf erschienene Notiz, die aus zuverlässiger Quelle meldete: die so viel ihrer seltenen Schönheit und herrlichen Stimmittel gefeierte und bewunderte Operettendiva, Fräulein Elin R., beabsichtige für's erste die Bühne ganz zu verlassen um nach Vervollständigung ihrer Studien zur grossen Oper überzugehen. Doch noch mehr wurde das Publikum von der bald darauf folgenden Anzeige überrascht:

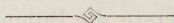
Fräulein Elin R.

Dr. Leo H.

Verlobte.

Und als Junker Wind, nach längerer Zeit wieder einmal durch die Strassen streifend, voll Neugier eines Abends durch die kleine Spalte eines gewissen Fensterladens in ein gewisses elegantes, hell erleuch-

tetes Zimmer lugte, brach er von neuem in laut schallendes, ausgelassenes Gelächter aus, als er das schöne Pärchen am Flügel sitzend sah, scheinbar alles um sich her vergessend, und statt in die vor ihnen aufgeschlagenen Noten sich tief in die Augen schauend. Voll Uebermuth rüttelte der wilde Bursche dann an den Läden, dass die beiden erschreckt aufstiegen, dann schwang er sich singend und pfeifend auf das Dach des Nachbarhauses und umschlang die kleine niedliche Wetterfahne, eine Bekanntschaft allerneuesten Datums, und drehte sich mit ihr in wildem Tanze, dass die Kleine vor eitel Lust und Vergnügen zuweilen laut aufkreischte.





Die Aeolsharfe.

In wunderbarer Sommerabend neigt sich seinem Ende zu; in rothgoldiger Pracht ist die Sonne untergegangen, mit ihren letzten Strahlen noch den westlichen Abendhimmel und die hier und dort verstreuten, wie regungslos dastehenden, phantastischen Wolkengebilde goldig umsäumend, während im Osten der Himmel in tiefdunklem Blau prangt, und einzelne Sterne schon funkelnd hier und da hervortreten. Lautlos still ist es ringsum; kein Lüftchen regt sich; es ist, als habe ein geheimnissvoller, mächtiger Zauber die ganze Natur umfassen, und halte sie gefesselt in seinem Bann. Am Ufer eines klaren Sees steht eine schattige, vielästige, uralte Linde, unter ihren Zweigen eine hübsche Gartenbank; es scheint dieser lauschige Sitz das Lieblingsplätzchen der Bewohner des stolzen Schlosses zu sein, das dort hoch über den Bäumen emporragt. Still, in sich gekehrt, wie in tiefe, schwere Gedanken ver-

sunken, steht der alte Baum da, und schaut träumend in die glatte, regungslos daliegende Wasseroberfläche; kein Blättchen regt sich, nur betäubend süß steigt der Duft der unzähligen weissen Blüten zum immer dunkler und dunkler sich färbenden Himmel empor. Nun ist der letzte Schein der Abendsonne verlöscht; hinabgesunken ist das vor kurzem noch so lichtstrahlende, stolze Tagesgestirn; für einen Augenblick scheint es, als umfange tiefste Dunkelheit die Erde, doch nur für einen Augenblick, denn schon steigt im Osten golden der volle Mond auf, mit seinem zauberischen Licht die in Dunkel gehüllte Erde überfluthend, und das Gefunkel der unzähligen am Himmel hervorgetretenen Sterne mildernd. Da erhebt sich plötzlich ein geheimnissvolles Leben und Weben ringsum; der mächtige Bann, der alles umher gefangen hielt, scheint gebrochen; ein leises, sanftes Wehen hebt an, wie ein erlösendes, befreiendes Aufathmen der aus dem tiefen Zauberschlaf erwachten Natur. Es ist Fürst Aeolus, der mächtige Herrscher der Lüfte, dessen Nahen den Zauber hebt; die wunderbare Schönheit der Sommernacht hat ihn in's Freie gelockt, und leicht schwebt er nun einher. Leise rauscht es in den Wipfeln der ehrwürdigen Bäume und leicht neigen sie ihre Zweige den Nahenden zu begrüßen; sanft kräuseln sich die Wellen des bis dahin regungslos hingegossenen Sees, indem sie, sich mit den auf ihnen erzitternden

Mondesstrahlen schmückend, dem über sie hinziehenden ihren melodischen Gruss zumurmeln. Auch der alte Lindenbaum, dem sich Fürst Aeolus jetzt nähert, neigt seine Zweige zu ehrerbietigem Grusse, und süsser, berauschender noch als zuvor steigt der Blüthenduft empor. — Da ertönt plötzlich in den Zweigen des alten Baumes ein leises, zauberisches Singen und Klingen: eine kleine Aeolsharfe, die in den Zweigen der Linde verborgen hängt, fühlt sich plötzlich beim Nahen des Herrschers der Lüfte von einer wundersamen Bewegung ergriffen. Unaufhaltsam, allgewaltig überkommt sie ein kaum zu fassendes, unaussprechliches Gefühl einer unermesslichen Seligkeit, eines unsagbaren Glückes; sie kann sich diesem sie überfluthendem, berauschendem Wonnegefühl nicht verschliessen, und unaufhaltsam, allgewaltig, wie das Gefühl, das sie bezwungen, entströmen ihren Saiten nun wunderbar zauberische Töne, Töne von einer fast überwältigenden Macht und Fülle, und dabei doch von einer so überirdischen Zartheit und Lieblichkeit, dass alles ringsum athemlos den wunderbaren Klängen lauscht, unfähig ihrem Zauber zu widerstehen. Auch ein junges Menschenpaar, das im Schatten der verschwiegenen alten Linde sich eingefunden zu einem Scheiden auf ewig, lässt, fest aneinander geschmiegt in schmerzlich seliger Selbstvergessenheit widerstandslos sich von den zauberhaften Klängen überfluthen. Fürst

Aeolus lauscht auf's tiefste ergriffen den süßen Tönen; unwiderstehlich angelockt schwebt er leise näher und näher; leise, zart und liebevoll berührt er die Saiten der Harfe, die unter seiner Berührung sichtlich erbebt und erzittert, und immer mächtiger, immer überwältigender schwellen die Töne an in lautem, seligem Jubel über all das unermessliche, kaum zu fassende, und kaum zu tragende Glück. Wohl hat die kleine Harfe auch früher schon zuweilen das Nahen des Fürsten der Lüfte gespürt, wohl haben sich ihren Saiten dann liebliche melodische Klänge, leise verhallende Liebesseufzer entzungen; doch noch nie hat er sich ihr so wie heute genaht, noch nie hat er, hingerissen von den wunderbaren Tönen, so zart und innig mit ihr geflüstert und gekost, wie heute; und auch nie noch seit sie bestehen, haben die hohen Bäume des Parkes, hat der alte, ehrwürdige Lindenbaum, hat das in seinem Schatten sich selbst und alles um sich her vergessende Liebespärichen, das nicht von einander lassen kann, und doch lassen muss, haben die stillen, klaren Fluthen des Sees etwas so überirdisch schönes gehört. Selbst der goldene Mond am nächtig klaren Himmel scheint in seiner Wanderung inne zu halten, um dem wunderbaren Gesange noch länger lauschen zu können. Stunde auf Stunde verstreicht; ganz allmählich, Schritt für Schritt werden die Schatten der Nacht von dem unmerklich zwar, aber unauf-

haltsam vordringenden Morgenrauen zurückgedrängt; heller und immer heller wird es im Osten; schon ist der Mond wieder hinabgesunken, sind die so hell funkelnden Sterne erblasst. Noch ein leises, süßes Flüstern und Kosen zum Abschied, dann wendet sich Fürst Aeolus, der ewig Wandernde zum Weiterziehen; noch einmal schwellen auch die Töne todestraurig und klagend zu fast ungeahnter Fülle an, ein schriller Akkord, in den sich ein verzweifelter Aufschrei — oder ist es nur der Wiederhall? — mischt . . . Und alles ist still umher, still, wie erstorben. Neugierig durchdringen die ersten Strahlen der Morgensonne, die indessen sich im Osten erhebt, und der der Mond schon vom Zaubergesange der verflissenen Nacht erzählt, das dichte grüne Gezweig der alten Linde, und fallen auf die zer-rissen herabhängenden Saiten der kleinen Harfe, und auf eine, auf der Rasenbank am Stamm der Linde bewusstlos zusammengebrochene Frauengestalt.





Wiedergefunden.

Das Concert war beendet; Stille herrschte im mächtigen, hohen Saal, den soeben noch eine vielköpfige, enthusiastisch erregte Menschenmasse erfüllt, die mit lautlosem Entzücken den zauberisch süßen Klängen einer Geige und dem seelenvollen Gesange einer schönen Menschenstimme gelauscht. Verstummt waren die wunderbaren Töne, verstummt der immer und immer wieder sich erneuende, nicht enden wollende, tobende Beifallssturm des bis zur Selbstvergessenheit hingerissenen, berauschten, entzückten, jubelnden, rufenden, klatschenden, rasenden Publikums. Stumm und leer war nun der mächtige, grosse Raum; ein geheimnissvolles Halbdunkel herrschte in demselben; erloschen waren die strahlenden Kerzen, die ihn mit lichtem Glanz erfüllt, nur ein heller Schein, der aus dem erleuchteten Nebenzimmer durch die offene Thür fiel, erfüllte den Saal nun mit einem matten Dämmerlicht, und ge-

dämpft durch die Entfernung drang das halblaute Gemurmel einer fröhlichen, lachenden, plaudernden Menschenmenge, die sich nach dem Concert, welches der als Kunstkenner und Mäcen, sowie als rückhaltloser, glühender Verehrer der anmuthigen Sängerin, die in demselben mitgewirkt, gleich bekannte Baron R. zu einem wohlthätigen Zweck veranstaltet, in dessen gastlichen Räumen zu Spiel, Tanz und geselliger Lust jeglicher Art versammelt hatte. Auf dem Podium standen und lagen die verschiedenen Orchesterinstrumente noch ungeordnet und zerstreut umher: hier lehnte sich ein Cello träumerisch an ein Pult, dort warf eine muntere Trompete ermutigende Blicke einem schmucken, glänzenden Waldhorn zu, dem die hübsche, aufgeweckte, kokette Nachbarin auch nicht übel zu gefallen schien. Dazwischen standen und lagen geschlossene und halb-offene Kasten und Kisten verschiedenster Grösse und Gestalt auf den hin und her verschobenen Sitzen der Musiker; noch waren auch die Notenhefte von den Pulten nicht abgeräumt. Auf dem grossen halbgeschlossenen Concertflügel lagen eine feine, zierliche Notenrolle, ein eleganter, schlanker Violinbogen und ein stattlicher Tactstock aus Ebenholz mit einem werthvollen silbernen Griff. Ein halbunterdrückter, doch aus tiefstem Innern zu kommen scheinender Seufzer entrang sich plötzlich der niedlichen Notenrolle. „Sind Sie ermüdet, Signora?“ erklang

da halblaut in fremdartigem Deutsch die theilnehmende Frage des Geigenbogens. — „Ermüdet? oh, nein!“ war die Antwort der Rolle, dabei entrang sich ihr ein erneuter, wo möglich noch tieferer Seufzer. „Doch warum dann so betrübt? Oh, Signora, Thränen!“ — Bestürzt blieben die Blicke des Bogens auf dem obersten halbgeöffneten Blatt der Rolle haften, auf dem noch feucht ein paar verrätherische Thränenspuren erglänzten. — „Und das nach einem Triumph, wie dem heutigen!“ — setzte er fast vorwurfsvoll hinzu. „Wohl möchte ich jubeln und jauchzen über den Triumph, der meiner geliebten Herrin heute von neuem zu Theil geworden ist,“ — war die leise Antwort seiner Nachbarin, — „allein ich kann es nicht: zu schwer liegen mir die Thränen auf dem Herzen, die aus ihren schönen Augen auf meine Blätter getropft, und noch fühle ich das Zucken und Beben der schlanken weissen Finger, die mich umfasst hielten.“ Der Tactstock, der bis dahin schweigend mit finsternen Mienen zugehört, liess plötzlich ein kurzes, höhnisches Lachen erschallen, doch sah man ihm die erregte Spannung, mit welcher er der Unterhaltung seiner beiden Nachbarn gefolgt war, deutlich genug an. Die Notenrolle erbebte; empört wandte sie sich zu ihm. „Lachen Sie nur!“ — rief sie und hasserfüllt blitzten ihm dabei ihre schwarzen Augen an — „Ja, lachen Sie nur, Sie, dessen Herr doch nur ganz allein die

Schuld an diesen Thränen trägt.“ Laut knirschte nun auch der Bogen auf; auch seine Blicke fielen nichts weniger als freundschaftlich auf den Tactstock. „Mein Herr ist nur in seinem Recht,“ — entgegnete dieser finster — „wenn er . . .“ „Ein schutzloses Weib beleidigt?“ — rief auf's Höchste erregt die Notenrolle — „Wenn er es quält und peinigt bis zu Thränen, ohne dass es im Stande ist, sich zu wehren? Ein beneidenswerthes Recht, das! Tag für Tag, von Morgens früh bis Abends spät beschäftigt sich meine geliebte Gebieterin mit uns Schwestern, unablässig immer wieder von neuem vertieft sie sich in uns, mit liebevollem Sinn in jede kleinste Einzelheit eingehend, kaum dass sie sich dabei Zeit zu Speise und Trank gönnt, alles um den Despoten zu befriedigen, den Tyrannen, der sie mit seinen Feindseligkeiten verfolgt, um ihm auch nur einmal ein einziges anerkennendes Wort abzuringen. Vergebens! Abend für Abend, wenn sie ermüdet heimgekehrt, blickt sie stiller, in sich gekehrter, unbefriedigter denn je; Abend für Abend beugt sie sich über uns, die schönen Augen mit Thränen gefüllt, die schwer und drückend auf unsere Blätter fallen, ein einziges tadelndes Wort, ein einziger finsterner Blick hat sie getroffen, und all ihre Arbeit, all ihre Mühe scheint ihr verloren; mag die entzückte Menschenmenge ihr zujubeln, zujauchzen, sie mit Blumen und Kränzen schmücken, all ihre Freude

daran ist ihr vergällt, hat er für ihre Leistungen doch nur ein geringschätziges Achselzucken, ein spöttisches Lächeln gehabt. Und nun gar bei den Proben, da treibt der Barbar es schon gar zu arg: so viel Mühe sie sich auch giebt, nichts macht sie ihm recht. Bald singt sie ihm zu leise, bald zu laut, bald findet er zu viel, bald zu wenig Ausdruck in ihrem Gesange; unzählige Mal lässt er sie wohl ein und dieselbe Stelle wiederholen, ohne irgend welche Rücksicht auf Ermüdung, Heiserkeit oder Erschöpfung zu nehmen, ohne auch nur ein Zeichen der Befriedigung, geschweige denn ein anerkennendes Wort für sie zu finden. Längst hätte eine Andere uns Noten ihm vor die Füße geworfen, doch sie: geduldig, still, schweigend nimmt sie alles von ihm hin; singt, singt unaufhörlich, bis sie zuweilen vor Erschöpfung buchstäblich nicht weiter kann. Und so geht es in einem fort, Tag aus, Tag ein; immer gereizter, erbitterter, heftiger wird der Tyrann; immer stiller, niedergebeugter meine arme Gebieterin, doch dringt kein Wort der Klage über ihre Lippen; allein wie tief und schwer sie leidet, bezeugen die bitteren Thränen, die ihr oft in den schönen Augen aufsteigen, und sie oft laut aufschluchzen lassen vor unerträglichem innerem Weh.“ „Der Elende!“ — knirschte von neuem der Violinbogen ingrimmig auf, — „das sollte mein Herr wissen! Aber er soll es erfahren, wenn er mich wieder zur Hand nimmt,

werde ich ihm alles, alles zuraunen. Oh, er wird die arme schöne Signora schon in Schutz nehmen, denn er liebt sie tief, glühend, leidenschaftlich, wie nur wir Kinder des heissen Südens zu lieben vermögen! Wie oft, wie oft hat er's uns vertraut, mir und meinem Schwesterchen, der Geige, wie oft uns alle Qual und Pein, aber auch alles Glück und Seligkeit seiner ihm so ganz erfüllenden Leidenschaft anvertraut. Wie oft haben wir Geschwister da mit ihm geweint, geklagt, gejubelt, denn er hat kein Geheimniss vor uns, offen und klar liegt sein Inneres, seine glühend und leidenschaftlich empfindende Künstlerseele vor uns, und wie oft haben wir ihm, unserem jungen geliebten Herrn und Meister mit unserem Gesange Trost und Frieden gebracht, wenn er solchen bei uns gesucht.“ Düster, schweigend, blickte der Tactstock bei all diesen Beschuldigungen seines Herrn vor sich hin; gar schmerzlich regte es sich in ihm, denn auch er kannte und verstand seinen Gebieter, auch er empfand und fühlte mit demselben, auch er wusste, was in dessen Seele vor sich ging, wie nur Groll und Erbitterung in letztester Zeit dieselbe erfüllt, seit die schöne fremde Sängerin mit der süssen Zauberstimme und den dunklen, tiefen Meeresaugen an die Bühne gekommen. Sie, deren bestrickende Anmuth, deren sanftes, liebenswürdiges Wesen, deren hold einschmeichelnder Gesang die Herzen aller unwiderstehlich anzog und fesselte, in

seinem Herzen hatte sie und ihr Erscheinen nur Hass, Groll und Erbitterung wachgerufen. Seit den vier Monaten, dass sie an der Bühne, war der sonst so besonnene ernste Mann nicht wiederzuerkennen. Zwar nahm er seine ganze Kraft zusammen, um wenigstens äusserlich seine Ruhe und Würde zu wahren, doch merkte man ihm die Gewalt, die er sich anthat, nur deutlich genug an. Fast mit jedem Tage wurde er gereizter, heftiger, unduldsamer; weder konnten es ihm die Musiker noch die Sänger mehr nach Wunsch und Gefallen machen, am wenigsten die fremde schöne Sängerin, trotzdem sie sich augenscheinlich die grösste Mühe gab, alle seine Anweisungen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein sorgsam und pünktlich auszuführen, und seine Anerkennung zu gewinnen. Sonderbarer Weise trat ihr aber der Capellmeister um so schroffer, rauher und abweisender entgegen, je sanfter, stiller und geduldiger das schöne Mädchen ihm gegenüber wurde. Doch mochte alle Welt auch über den Sonderling von Dirigenten den Kopf schütteln, mochte alle Welt ihn einstimmig einen Barbaren, einen Tyrannen schelten, der treue Tactstock kannte ihn besser; tiefes, inniges Mitleid empfand er nur mit seinem Herrn, und er wusste, dass Niemand dieses Mitleid so verdiente, und dessen so werth war, wie dieser sein so viel geschmähter und so wenig gekannter Herr. Voll tiefen Mitleids ruhten auch jetzt seine

Blicke auf der hoch, doch kräftig gebauten Männergestalt, die soeben in den halbdunklen Saal trat, und mit gesenktem Haupte sich langsam dem Flügel näherte. Die tiefe Stille, die den Eingetretenen hier umgab, schien ihm wohlzuthun, denn er athmete, wie erlöst, tief auf, sich leicht mit der Hand über die hohe schön geformte Stirn fahrend. Die etwas tief liegenden, aber klar und durchdringend blickenden Augen, das fesselnde Gesicht mit den etwas scharf geschnittenen, geistvollen Zügen nahmen einen milderen Ausdruck an, der aber sofort wieder dem düsteren wich, als der Eingetretene die kleine halb geöffnete Notenrolle erblickte, deren dunkle, blitzende Augen jeder seiner Bewegungen gehässig gefolgt waren. Er schien es jedoch nicht zu merken; wie unwiderstehlich angezogen trat er zögernd noch näher, zögernd ergriff er die Rolle, die unter der Berührung seiner Finger vor ohnmächtiger Wuth bebte und knisterte. Auch der Violinbogen warf finstere Blicke auf den Capellmeister, der wie magnetisch angezogen die zierlichen Notenreihen der Rolle unverwandt anstarrte. Das Lied, das sie heute zuletzt gesungen, das einfach kleine Liedchen, aber wie wunderbar hatte sie es vorgetragen, mit welch tief innigem Ausdruck in Wort und Ton, dass es einen bis in die tiefste Seele hinein durchschauert hatte:

„Nur einmal noch möcht' ich Dir sagen,
Wie Du unendlich lieb mir bist . . .“

Oh, wie jeder Ton ihm noch in den Ohren nachklang, weich, schmelzend süß, wie Zauber, wie Sirengesang . . . Ja, das war's, so mussten sie geklungen haben, jene lockenden, berückenden Zauberstimmen, die Menschenherzen unwiderstehlich gefangen nehmend, um sie dann hohnlachend dem unentrinnbaren Verderben zu weihen. Nein, die Sirenen der Alten waren kein Märchen: noch heutigen Tages wandelten sie einher, noch heutigen Tages suchten sie die Männerherzen anzulocken und zu bethören mit ihrem verführerischen Wesen und ihrem süßen, bestrickenden Gesange . . . So eine verführerische Sirene war's auch gewesen, die es ihm einst angethan . . . vor Jahren schon . . . Und doch konnte er's bis jetzt nicht verwinden! Bezaubert, berückt hatte sie ihn mit ihrem Liebreiz, mit ihrer Engelsstimme in ihren Augen hatte er den Himmel offen zu sehen vermeint . . . Alles nur Lug und Trug! Falschheit, dein Name ist Weib! hätte Hamlet ausrufen müssen. Sie könne ihrer Kunst nicht entsagen — hatte sie ihm da einst gestanden — mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde fast, dass die Entscheidung heranrücke, fühle sie es immer deutlicher und deutlicher, dass sie nicht entsagen könne: es sei stärker als sie, als alles andere. Und da müsse sie ihm sein Wort zurückgeben, und flehe ihn um das ihrige an, ehe es zu spät geworden sei. Wie ein Blitzstrahl hatte es ihn getroffen, doch was war

ihm schliesslich anders übrig geblieben als sie freizugeben, da sie auf all sein Beschwören und Flehen nur die eine Antwort hatte: sie könne nicht von der Bühne, von der Oeffentlichkeit lassen, sie könne einfach nicht, und ihm, seinerseits, der Gedanke unfasslich war, sein Weib mit dieser Oeffentlichkeit theilen zu sollen. Und doch hatte sie ihm zu lieben vorgegeben, und doch hatte er in ihren Zügen, in ihren Blicken wahre, reine Liebe zu lesen vermeint . . . Alles nur Lug und Trug! Verstellung und Heuchelei, wie ihr Beruf, dem sie so mit Leib und Seele ergeben! Verstellung und Heuchelei ihr ganzes Wesen, das ihm einst so rein und fleckenlos erschienen, Verstellung und Heuchelei alle Sanftmuth, alle Nachgiebigkeit, Heuchelei alle Gefühlsinnigkeit, die sie zur Schau trug, Lug und Trug wie der Vortrag des Liedes, das sie hier gesungen! Oh, wie er es hasste, das falsche, wortbrüchige Weib, die gefallsüchtige, kalte, herzlose Kokette, die sich im Spiel mit Männerherzen gefiel, wie jetzt mit dem schönen Neapolitaner, dem warmherzigen, vertrauensvollen, heissblütigen jungen Geiger, der in wahn sinniger Leidenschaft für die anmuthige Sängerin erglüht, all seine geplanten Triumphzüge um die Welt, all seine Träume von Ruhm und Ehre, Lorbeeren, und Gold vergass, um nur in ihrer Nähe weilen, im Anblick ihrer Schönheit sich sonnen zu können. Der Narr! Bald, nur zu bald würden auch

ihm die Augen geöffnet werden, nur zu bald würde er es einsehen, mit wem er es zu thun gehabt!... Doch vielleicht? ... War sie vielleicht doch tiefer, inniger Gefühle fähig? Hatten dieselben vielleicht bis jetzt nur in ihr geschlummert, und brachen jetzt, erwacht, mit Allgewalt hervor? ... daher wohl auch der tief empfundene, seelenvolle Vortrag des kleinen Liedchens? ... Unwillkürlich knirschte der einsame Träumer mit den Zähnen, noch finsterer blickten seine Augen; unwillkürlich ballte er die Hände, laut knisterte das Notenblatt vor Hass und Zorn dabei auf; er achtete es nicht, heftig warf er dasselbe auf den Flügel. Wild war die Eifersucht in ihm aufgelodert, er konnte ihr nicht wehren, trotzdem er keine Spur von Liebe mehr in seinem Herzen für die einst so heiss Geliebte zu finden glaubte, nur Hass, tödtlicher Hass, so glühend, wie einst seine Liebe gewesen. Warum nur war sie auch hergekommen? Warum kreuzte sie von neuem seinen Lebensweg? Freilich, sie hatte es ja auch nicht ahnen können, dass er, Erich S., mit dem sie einst verlobt gewesen, nun schon seit einigen Jahren Operndirigent an der Bühne, die der gefeierten Sängerin ein so günstiges Engagement geboten Das Rauschen eines seidenen Damenkleides liess den Capellmeister plötzlich auffahren; das war sie! Sicher hatte sie etwas vergessen, ihren Fächer oder sonst eine Kleinigkeit, — richtig, da lag ja auf

dem Flügel auch eine kleine Bandschleife — die sie jetzt vermisste. Nur nicht von ihr bemerkt, nur nicht jetzt gesehen werden, er fühlte sich nicht im Stande ihr jetzt ruhig und kaltblütig gegenüber zu treten. Diesem instinctiven Gefühl Folge leistend, trat er rasch hinter eine Säule in der Nähe des Flügels, die ihn vollständig verbarg. Gewiss würde sie sofort wieder den Saal verlassen, dann wäre auch er wieder erlöst. Langsam näherte sich die Sängerin dem Flügel; wie gebannt hingen die Blicke des Capellmeisters an der reizenden Erscheinung. Wie schön sie war! Wie anmuthig ihr ganzes Wesen! Spurlos schienen die Jahre an ihr vorübergerauscht zu sein: dieselbe zierliche, feine Elfen-gestalt, dieselben graciösen, harmonischen Bewegungen, dasselbe liebliche Madonnenoval mit den regelmässigen Zügen, den unergründlichen meertiefen Augen, dasselbe reiche, aschblonde, natürlich sich wallende Haar, dasselbe sinnberückende Lächeln, derselbe süsse Wohl laut der Stimme. „Sirene, Sirene!“ — stieg es unsagbar bitter im Herzen des verbor-genen Lauschers auf. Das Mädchen hatte sich in-dessen dem Flügel genähert, die Schleife erfaßt, dieselbe mit einem leichten, raschen Griffe von neuem an ihrem Kleide befestigt. „Finde ich Sie hier, holde Königin unseres Festes!“ — erklang da plötz-lich in der Thür eine wohl lautende Männerstimme, und raschen Schrittes näherte sich der Sängerin ein

hochgewachsener, schlanker Mann, dessen ganzes Wesen den Aristokraten vom reinsten Wasser verieth. — „Warum entziehen Sie sich demselben,“ — fuhr er fort, näher tretend — „und berauben es damit seines schönsten Schmuckes?“ Er war zu ihr herangetreten, bewundernd hingen seine Blicke an der anmuthigen Mädchengestalt. „Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Baron,“ — war ihre scherzend gegebene Antwort — „inmitten einer so glänzenden Gesellschaft meine An- oder Abwesenheit zu bemerken.“ „Grausame Spötterin! Als ob Sie es nicht wüssten, dass die glänzendste Gesellschaft mir leer, öde und schaal erscheint, sind Sie nicht dabei! Als ob Sie nicht wüssten, dass . . .“ „Kehren wir zur Gesellschaft zurück, Herr Baron?“ Schweigend liess dieser seine Blicke auf dem schönen Mädchen ruhen, dann sagte er, sich halb zu ihr niederbeugend, leise bittend, mit von Herzen kommendem Ton: „Nicht so, Fräulein Hermine, nicht so! Wissen Sie doch, dass ich Sie liebe echt und wahr . . .“ — da sie wie erschreckt zurückwich, dringender: „Sie müssen es wissen, Sie müssen es fühlen, dass . . .“ Gewaltsam versuchte die Sängerin der sie überkommenden Erregung Herrin zu werden. „Ei, ei, Herr Baron!“ — rief sie in leicht hingeworfenem Ton, doch klang derselbe recht gezwungen — „Und das sagen Sie, der, wenn man Frau Fama Glauben schenken darf, sich binnen kurzem eine schöne junge

Schlossherrin . . .“ „Sagt das Frau Fama?“ — unterbrach er sie nun leidenschaftlich — „Nun, dann hat sie einmal wirklich Recht. Hermine, sagen Sie ja, willigen Sie ein, folgen Sie mir als junge, schöne, geliebte, vergötterte Herrin in mein Schloss!... Hermine! Mein Glück, mein Leben, mein Alles, nur ein Wort, nur eine Silbe, und Schloss und Besitz, mich selbst mit allem, was ich bin und habe, lege ich Dir, meiner angebeteten Herrin zu Füßen!...“ Athemlos, in fieberhafter Spannung schien der Baron die Antwort von ihren Lippen lesen zu wollen. Auch der unfreiwillige Lauscher war athemlos, wie erstarrt der ganzen Scene gefolgt. Nicht im Stande sich auch nur zu regen, lehnte sich der Capellmeister wie betäubt an die ihm verbergende Säule. Auch er war also dem Zauber verfallen, er, der vornehme, stolz auf eine schier zahllose Ahnenreihe zurückblickende, reiche Edelmann, auch ihn hatte also die Sirene bethört, ihn, der bis jetzt kühl bis an's Herz hinan an den schönsten Frauengestalten des In- und Auslandes vorübergegangen! Was würde sie thun, was antworten? Würde sie das so glänzende, verlockende Anerbieten . . . Horch, sie spricht; bewegt und ergriffen scheint sie; die süsse, melodische Stimme beb't: „Wie sehr ich Ihnen auch für Ihre so unverdient gute Meinung, und Ihren so ehrenvollen Antrag aufrichtig dankbar bin, Herr Baron, allein annehmen kann ich denselben nicht . . .“

„Nicht? Und warum nicht, Hermine?“ — Sein Gesicht entfärbte sich. — „Sollte Ihr Beruf Sie zurückhalten? . . . Freilich, das wäre eine Bedingung, die ich stellen müsste . . .“ Erwartungsvoll lehnte er am Flügel, erwartungsvoll ruhten seine Blicke auf den erregten Zügen des lieblichen Gesichts. „Mein Beruf?“ — erklang es leise von den Lippen der Sängerin — „So hoch ich ihn auch stelle, und so lieb er mir auch ist, würde ich mich doch keinen Augenblick besinnen, denselben aufzugeben, wenn die Liebe es mich thun hiesse.“ Wie seinen Ohren, seinen Sinnen nicht mehr traugend, blickte Erich die Redende an: Was war denn das? War das wirklich Hermine, die solche Worte sprach, Hermine L., die gefeierte, umworbene Künstlerin, die ihm einst ihre Liebe gestanden, und doch ihrem Beruf nicht entsagen zu können geglaubt, dann hatte sie wohl eben damals nicht Liebe empfunden und gekannt und jetzt, jetzt, was sollten diese Worte? Kannte sie jetzt wohl etwa diese Liebe? War's der schöne Geiger, der . . . „Und hier heisst die Liebe es Sie nicht thun?“ — Mit bebender Stimme hatte der Baron die Frage gethan. — „Ihr Herz schweigt, Hermine? Noch hat die Liebe dasselbe nicht berührt, ist das der Sinn Ihrer Worte? O, wenn das der Fall, so gebe ich Sie noch nicht auf! Ich kann warten, ich will warten still, geduldig, treu, wenn Sie mir nur einen schwachen Schimmer von Hoffnung lassen, dass

Ihr Herz einst, wenn die Zeit gekommen für mich reden könnte . . .“ Er hielt inne, in immer noch wachsender Erregung, die Antwort von den Zügen des Mädchens zu lesen versuchend, das, die Augen fortwährend gesenkt, schweigend vor ihm stand. „Oder . . . sollte es . . . doch schon erwacht sein?“ — begann der Baron stockend von neuem; ein plötzlicher Gedanke hatte wie ein greller Blitzstrahl sein Inneres durchzuckt — „Sollten Sie . . . doch was frage ich, Unseliger, Ihr Erbeben, die dunkle Gluth, die Ihr Antlitz bedeckt . . . Oh, wenden Sie es nicht ab . . . es spricht deutlicher als alle Worte. Hermine, Sie lieben? . . . Und ohne Zweifel ist der glückliche, beneidenswerthe Gegenstand dieser Liebe nicht gar so weit zu suchen . . . Athmet doch auch jeder Geigenstrich nur Leidenschaft, nur heisse, glühende Liebe zu Ihnen . . .“ „Nein, nein, Herr Baron, Sie irren sich;“ — mit einer raschen Bewegung erhob die Sängerin das schöne Haupt, zum ersten Mal trafen den jungen Edelmann ihre Blicke — „nicht der ist es, den Sie meinen. Ja, frei will ich's bekennen, ich liebe, doch nicht minder hoffnungslos . . .“ „Hoffnungslos?“ „Eine alte, trübe Geschichte, Herr Baron, um eines Wahnes, einer Selbsttäuschung willen verkannte, missachtete ich einst das sich mir bietende Glück meines Lebens, kränkte auf's tiefste ein edles, treues Menschenherz, um nun Jahre lang bitterer, fruchtloser Reue hingegeben . . .“ Ihre

Stimme brach. Wie erstarrt hatte der Lauscher hinter seiner Säule alles vernommen. Was war denn das? Hatte ihn ein Traum berückt, oder war's Wirklichkeit, schönste, goldigste Wirklichkeit, die sich so plötzlich vor ihm aufthat? Hermine liebte ihn, ihn allein! Sie war im Stande, allem zu entsagen um seinetwillen; frei und offen hatte sie es gestanden; in bitterer Reue über den einst gethanen Schritt hatte sie Jahre lang . . . Ein Gefühl des tiefsten Mitleids zu dem schönen, lieblichen Wesen erfüllte ihn plötzlich, ein Gefühl unsagbarster, innigster Liebe; und sie hatte er noch vor kurzem zu hassen geglaubt, sie hatte er noch vor kurzem verfolgen, quälen, peinigen können! Oh, über ihn Unmenschen, Barbaren! Ein glühender, unbezwingbarer Wunsch ergriff ihn, sich der Geliebten zu Füßen zu werfen, sie um ihre Verzeihung anzuflehen . . . „Ich sehe, ich muss meine Sache verloren geben;“ — tonlos erklang die Stimme des Edelmanns, er war erblasst, langsam trat er einige Schritte vom Flügel zurück — „Leben Sie wohl, mein Fräulein, und mögen Sie recht, recht bald das Glück finden, das Sie sich ersehnen.“ „Sie, Herr Baron, finden das Ihrige jedenfalls eher.“ „Nie, nie!“ — kam es halberstickt über seine Lippen, an die er einige Minuten lang die kleine bebende Hand gedrückt, dann hatte die hohe, elegante Männergestalt auch den Saal verlassen. Schweigend blickte derselben das Mädchen einige

Zeit nach, langsam wandte es sich sodann dem Flügel wieder zu. Ein helles Roth überflog das schöne Gesicht, als Hermine die kleine Notenrolle erblickte, und:

„Nur einmal noch möcht' ich Dir sagen,
Wie Du unendlich lieb mir bist . . .“

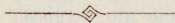
erklang es halblaut in unsagbar innigem Ton von ihren Lippen.

Ex bibl. univ. Ders

„Dass Dich, so lang mein Herz wird schlagen,
Auch meine Seele nie vergisst!“

vernahm sie plötzlich dicht an ihrem Ohr eine Stimme, eine Stimme! . . . mit einem leisen Aufschrei wandte sich die Sängerin um, doch schon fühlte sie sich von zwei starken Armen umfasst und fest und immer fester umschlungen. „Herr Capellmeister!“ — rief sie auf's höchste überrascht, und vergebens suchte sie sich seinen Armen zu entwinden, während eine dunkle Purpurgluth nun die lieblichen Züge bedeckte, und das Herz ihr zum Zerspringen heftig schlug — „Sie . . . Sie haben . . .?“ „Alles gesehen, alles gehört,“ — war seine Antwort — „Hermine, einziges, geliebtes Mädchen, kannst du mir verzeihen! . . .“ Unbeschreiblich weich erklang seine Stimme. „Oh, nicht Sie, nicht Sie! Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten . . .“ — flüsterte sie mit bebenden Lippen. „Endlich, endlich wieder-

gefunden!“ — jauchzte er nun laut auf — „Wieder-
gefunden für Zeit und Ewigkeit!“ Fest, fest presste
er die Geliebte nun an sich, die unter seinen heissen
Küssen erschauernd, das schöne Haupt in seliger
Selbstvergessenheit an seine Schulter lehnte.





Die Königin der Nacht.

En voll erblühter majestätischer Schönheit, von einem schwer zu definirenden, geheimnissvollen Zauber umflossen, steht sie vor mir, die Königin der Nacht (*Cereus grandiflorus*). In blendend durchsichtigem Weiss prangt die herrliche Blüthe, ein goldiger Strahlenkranz umgiebt dieselbe, und goldig leuchtet es auch aus dem Mittelpunkt der stolzen königlichen Blume, der ein leiser, aber auf die Dauer durchdringender, süß berauschender Duft entströmt. Doch leider ist all dieser Glanz, all diese Pracht von nur zu kurzer Dauer: einmal im Jahre nur treibt und öffnet sich schnell die Knospe, um, kaum erschlossen und in kurzer Zeit zu wunderbarer Schönheit erblüht, sich eben so schnell wieder zu schliessen: ein Königthum von wenigen armseligen Stunden! — Voll Wehmuth ruhen meine Blicke auf dem zusammengeschrumpften Blätterknäuel, das nun welk am Stamme niederhängt, und unwillkürlich zieht mir

durch den Sinn, was mir jüngst ein munterer, lebensfroher Falter, der es wohl von einer der lieblichen Blumen, der er den Hof gemacht, erfahren haben mochte, erzählt, als Lösegeld für seine Freiheit, da ich den armen Schelm gefangen um ihn meiner Sammlung einzuverleiben. Vielleicht interessirt es meine geneigten Leser und Leserinnen auch zu erfahren, was mir mein kleiner Gefangener enthüllt? So bitte ich denn mir freundlichst Gehör leihen zu wollen.

* * *

Als noch — so erzählte der Falter — die Unsterblichen sich öfters zur Erde niederliessen, wandten sich einst die Blumen an Flora, ihre göttliche Beschützerin, mit der Bitte in ihrem Reiche Ordnung und Frieden zu schaffen, und ihnen, da viele der vornehmsten Geschlechter sich empörende Anmassungen erlaubten, eine Herrscherin zu wählen, der alle unterthan sein müssten, und der sie alle auch von ganzem Herzen unterthan sein wollten, wenn dieselbe nur wirklich in jeder Hinsicht den Anforderungen, die die Herrscherwürde an sie stellte, genügte. Da berief denn Flora eine allgemeine Versammlung, um die Ansprüche der edelsten und vornehmsten Blumengeschlechter zu vernehmen, und unter ihnen eine Wahl zu treffen: da war die hochgewachsene, schöne, auf ihren uralten Adel stolz pochende Lilie, die hochmüthige, auf alle anderen mit Verachtung

herabsehende farbenprächtige Tulpe; die majestätische, aber kühl bis in's Herz hinein, jedes Duftes bare Georgine, sowie die schlanke, schöne, selbstbewusste Camelie erhoben ebenfalls Ansprüche, auf ihren alten Adel und mannigfachen Vorzüge sich berufend. Wohl mochten manche reineren Stammbaum, älteren Adel, grössere Farbenpracht aufweisen, doch an Farbenschönheit und Duft wurden sie alle weit überragt von der vollerblühten hundertblättrigen Rose und der sternartig leuchtenden Cereus, die ohne sich in die Verhandlungen zu mischen, denselben aufmerksam folgten. Lange, stürmisch und heftig wurde hin und her verhandelt, da keine der Bewerberinnen zurücktreten oder der anderen den Vorrang lassen mochte, und die Rechte der Einen beachtenswerther und echter schienen als die der Anderen. Da erhob sich endlich Flora, die lange schweigend zugehört hatte: „Auf diese Weise,“ — sagte sie — „wage ich es kaum eine Wahl zu treffen, da ja niemand von Euch zurücktreten, und mit derselben einverstanden sein würde.“ Ein allgemeines Schweigen entstand nach diesen Worten der Göttin; betroffen sahen die Bewerberinnen sich an. „Hehre Göttin,“ — ergriff da zum ersten Male die Rose das Wort — „wenn Du nur eine Wahl nach Deinem Ermessen treffen wolltest! Du, unsere hohe Beschützerin, weisst ja am besten, wer von allen der Königskrone am würdigsten. Und alle, die wir hier

versammelt, wollen Deiner Entscheidung ehrfurchtsvoll harren; wer sollte wohl auch so vermessen sein, wider dieselbe zu murren!?" Ein allgemeines Beifallsgemurmel war die Antwort auf diese Rede, denn eine jede der Bewerberinnen war zu sehr von der eigenen Bedeutung durchdrungen, und eine jede fest davon überzeugt, nur sie könne gewählt werden. „Nun wohl,“ — sagte Flora ernst — „da Ihr alle damit einverstanden seid, hört denn meine Entscheidung: zwei aus Eurer Mitte erachte ich durch edle Herkunft und Schönheit gleich ausgezeichnet und allen andern überlegen, der Königskrone am würdigsten; und da sie beide gleich würdig und einander ganz ebenbürtig, schlage ich vor, wie ja auch am Himmelszelte Sonne und Mond abwechselnd herrschen, so auch unter Euch eine Königin des Tages und eine der Nacht anzuerkennen.“ Wieder erhob sich lautes Beifallsgemurmel von allen Seiten, und gespannt lauschten die Bewerberinnen, eine jede ihren Namen zu vernehmen erwartend. „Da mein Vorschlag so allseitigen Beifall findet,“ — fuhr nun die Göttin fort — „so wird es sicher meine Wahl auch.“ — Sich im Kreise umschauend, nach einigem Schweigen — „So tritt denn hervor, holde Königin des Tages, alle Herzen und Sinne bezaubernde Rose; und Du, stolze, weisse Blume, mit Deinem leuchtenden Strahlenkranz den Sternen des Himmels gleichend, sei als Königin der Nacht von uns allen nun

ehrfurchtsvoll begrüsst!“ Lauter, nicht endenwollender Beifall, und begeisterte Zurufe der zahlreich versammelten Volksmenge erschollen von allen Seiten; enttäuscht, voll heimlichen Neides und unzufrieden traten nun die anderen Bewerberinnen zurück, doch wagten sie es nicht irgend ein Wort oder eine Bemerkung laut werden zu lassen, da die Göttin im ganzen Blumenreiche in zu hohem Ansehen stand, und zu grosser Verehrung genoss, als dass jemand sich gegen ihre Anordnungen irgend wie auflehnen sollte. — Frieden und Ordnung herrschten nun im Reiche der Blumen; sobald die Nacht entschwand, und mit dem Anbruch des Tages alles auf Erden zu neuem Leben erwachte, ergriff Königin Rose das Scepter; aller Herzen bezauberte sie durch Duft, Anmuth und Farbenschönheit, alle ohne Ausnahme, jung und alt entzückte und begeisterte sie, alles lachte, jauchzte, jubelte ihr zu. Auch die eigenartige Schönheit der Königin der Nacht, die mit dem Sinken der Sonne allnächtlich ihre Herrschaft antrat, riss zur Bewunderung hin, doch hielt ihr hoheitsvolles, stolzes Wesen alle in scheuer, ehrerbietiger Entfernung, und alles neigte sich stumm und ehrfurchtsvoll, wenn sie sich in ihrer königlichen Pracht dem Volke zeigte; doch erregte ihr Erscheinen nicht die geringste Spur jener Begeisterung, jenes Enthusiasmus, jenes Taumels, den das Erscheinen der Königin des Tages, der holdstrahlenden,

liebreizenden Rose hervorrief. Das verdross die Königin der Nacht, deren Stolz sich durch diese Bevorzugung der Rose, wie sie es nannte, auf's äusserste verletzt fühlte. Neid, Missgunst und Eifersucht erwachten allmählich und unvermerkt in ihrem Herzen. Sie begann die Rose tödtlich zu hassen, sie wollte um jeden Preis ebenso gefeiert, geliebt, vergöttert werden, wie jene, die ihr gezollte ehrfurchtsvolle Bewunderung genügte ihrem krankhaft erregten Stolze nicht mehr. Und ihr ganzes Sinnen und Trachten konzentrirte sich nun in dem Gedanken, wie sie wohl der verhassten Nebenbuhlerin ein Leid anzuthun vermöge, welches diese für immer darniederbeugte. Da trat ihr einst, als die stolze Schöne sich im ersten Morgengrauen soeben in ihre Gemächer zurückziehen wollte, plötzlich und unerwartet ein Jüngling von so blendender, strahlender Schönheit entgegen, dass die Fürstin bei seinem Anblicke wie von einem Schwindel erfasst wurde. Auch er war bewundernd stehen geblieben, mit ehrerbietigem Grusse fragend, ob es nicht die unvergleichliche Königin der Nacht, die zu begrüßen es ihm nun endlich gestattet sei, und von deren wunderbarer Schönheit die Kunde auch schon bis zu ihm gedrungen? Er nannte sich einen Boten des nun bald erscheinenden Tagesfürsten, einen Sonnenstrahl, dessen Amt es sei, die Natur aus dem nächtlichen Schlaf zu erwecken, und der zufällig etwas früher als sonst

wohl zur Erde niedergestiegen, wodurch ihm das unermessliche Glück zu Theil geworden, die unvergleichliche Schönheit der Königin der Nacht bewundern zu dürfen. Mit einem heissen, sie fast ver sengenden Blick verneigte er sich dann wieder vor der wie geblendet, erstarrt Dastehenden, die sich aber dann, gewaltsam fassend, mit einem leichten Neigen des schönen Hauptes seinen Gruss erwidern, zurückzog. Von wunderbar süssen Träumen befangen verbrachte nun die Fürstin den ganzen Tag; ein unaussprechliches, berauschendes Glücksgefühl erfüllte ihre Seele. Mit dem ersten Blick auf den blendend schönen Jüngling, dessen strahlendes Auge sie getroffen, dessen Anblick sie erschüttert, wie noch nie etwas im Leben, hatte sie es gefühlt, gewusst: er, dieser herrliche Fremdling, war es, war das Ideal, von dem sie bis jetzt geträumt, der ihre ganze Seele gefangen genommen, ihr ganzes Sein und Wesen nun erfüllte. Immer und immer wieder sah sie die lichte, glänzende Erscheinung vor sich, fühlte sie seinen warmen, strahlenden Blick auf sich ruhen, erklangen ihr seine bewundernden Worte im Ohr; hoch auf wallte ihr Herz dem herrlichen Jüngling entgegen, dem sie sich zu eigen geben musste ob sie wollte oder nicht. Kalt und gleichgültig hatten sie bis jetzt alle Huldigungen ihrer zahlreichen Verehrer und Bewerber gelassen, kalt und gleichgültig die leisen Seufzer und Klagen des schö-

nen, sanften Prinzen Zephir, der sie allnächtlich umschwebte, und ihr seine Geständnisse leise in's Ohr flüsterte. Erst jetzt, da sie den strahlenden Boten des Tagesfürsten, den blendend schönen Sonnenstrahl erblickt, wusste sie was Liebe, was es mit dem berausenden Glück derselben auf sich habe. In fieberhafter Unruhe erwartete die Fürstin das Anbrechen der Nacht, in fieberhafter Unruhe das Entschwinden derselben; endlos lang erschien ihr die Dauer dieser Nacht, mit allen Kräften ihrer Seele ersehnte sie wieder den Moment herbei, in welchem sie den schönen Fremdling von neuem erblicken, von neuem seinen Worten lauschen könne. Oh, wie ihr Hass, ihre Eifersucht gegen die Rose nun noch stieg! Sie, die Verhasste, durfte ihn täglich sehen, täglich sprechen, seinen Blicken begegnen, sich in den Anblick seiner Schönheit täglich, stündlich versenken! Warum war dieses namenlose Glück ihr denn versagt, ihr, die den Herrlichen liebte! Doch vielleicht liebte ihn die Rose auch? Einmal erwacht, liess dieser Gedanke der Eifersüchtigen keine Ruhe mehr; ja, gewiss liebte die Rose auch den wunderbaren Fremdling, es konnte gar nicht anders sein! War denn nicht ihn kennen und lieben eins? Konnte denn jemand auch nur einen Augenblick seiner siegreichen, lichten Schönheit widerstehen? Und er? Wie verhielt er sich zur bestrickenden Holdseligkeit der schönen, bezau-

bernden Tageskönigin? Er, der die ganze Natur zu neuem Leben hervorrief, weckte ja auch sie, die Verhasste mit seinen strahlenden Blicken, vielleicht sogar mit einem leisen, innigen Kuss? Wild fuhr die Königin der Nacht auf; ihr Hass, ihre Eifersucht stieg bis zur Raserei. Ein Gedanke war in ihr plötzlich aufgeblitzt, vor dem sie erst erschreckt zurückwich, doch der, verscheucht und immer wieder zurückgekehrt, zuletzt ihr ganzes Trachten und Sinnen erfüllte. Sie wusste jetzt, wie sie sich an der verhassten Nebenbuhlerin rächen, wie sie derselben das tiefste, das schwerste Leid zufügen konnte, welches sie wohl für immer niederbeugen und vernichten würde. Nur zu gut wusste und fühlte es die Königin, dass ihre eigenartige stolze Schönheit Eindruck auf den Sonnenstrahl gemacht; nun wohl, sie war fest entschlossen diesen Eindruck noch zu verstärken, der Rose seine Liebe zu entwenden, sich selbst diese seine Liebe mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften zu erringen, mit seiner Hülfe dann vielleicht noch die Feindin zu stürzen, zu vernichten, Alleinherrscherin zu werden im Reiche der Blumen . . . Fast schwindelte der Ehrgeizigen bei all diesen Gedanken. Und es schien erst alles nach Wunsch zu gehen, es schien sich alles verwirklichen zu wollen, woran sie zuerst kaum gewagt zu denken. Beim ersten Morgengrauen traf die Königin der Nacht jetzt täglich mit dem Sonnen-

strahl zusammen; mit jedem Mal schien ihre märchenhafte Schönheit immer mehr Eindruck auf ihn zu machen; immer heisser, immer versengender ruhten seine Blicke auf ihr, immer leidenschaftlicher, immer stürmischer wurden seine Worte und die schöne Fürstin schürte lieberfüllt, und doch mit kluger Berechnung seine anwachsende Leidenschaft . . . Und da kam es einst, wovon sie Tag und Nacht nur träumte, erwartet und doch unerwartet, sie mit schrankenloser, unaussprechlicher Seligkeit erfüllend: er liebte sie, liebte sie wirklich, er hatte es ihr gestanden, hatte stürmisch um ihre Gegenliebe geworben, hatte das Geständniss derselben ihr fast gewaltsam abringen wollen; vor mühsam verhaltener Leidenschaft erschauernd, hatte die Fürstin ihn aber abgewehrt, und erklärt erst dann seine Liebe erwidern zu wollen, wenn ihre Nebenbuhlerin, die sie bis in den Tod hasse, gestürzt und vernichtet sei; da hatte der Sonnenstrahl von Leidenschaft überwältigt, ihr alles, alles versprochen, was sie nur wolle, hatte erklärt Königin Rose nie ernstlich geliebt, sondern nur mit ihr getändelt zu haben, hatte versprochen dieselbe zu vernichten und dem Untergange zu weihn, hoffend, seine herrliche, über alles geliebte Königin der Nacht, nun in kurzem als alleinige Gebieterin der gesammten Blumenwelt zu begrüßen. — Blass, verweint, niedergebeugt erschien die schöne Königin des Tages in jüngster Zeit. Auch die hehre

Beschützerin der Blumen, Göttin Flora, die wieder einmal zur Erde niedergestiegen war ihre Schützlinge zu besuchen, war auf's höchste erstaunt ihren holden Liebling in dieser Verfassung zu erblicken. Auf alle Fragen der Göttin, auf all ihr Forschen und Drängen hatte Königin Rose erst nur ein hartnäckiges Schweigen zur Antwort, doch als Flora nicht nachliess nach der Ursache ihres Kammers zu forschen, theilte die Fürstin unter bitteren Thränen nun ihrer hohen Beschützerin mit, dass ihr Verlobter, der schöne Prinz Sonnenstrahl, den sie liebe, seit sie überhaupt auf der Welt, in letzter Zeit nicht wieder zu erkennen sei: kalt und gleichgültig sei er geworden, er vernachlässige sie auf alle nur mögliche Weise, und als sie sich gestern ein Herz gefasst und ihn gefragt, ob er sie denn gar nicht mehr liebe, habe er sich schweigend abgekehrt, und sie in Thränen zurückgelassen. Auf weitere theilnahmvolle Fragen der Göttin, ob sie, die Rose nicht eine Ahnung habe, um wessen willen der Sonnenstrahl sie vernachlässige, gestand diese zögernd: bis jetzt habe sie es nicht gewusst, allein heute habe ihr Prinz Zephir, der die Königin der Nacht leidenschaftlich liebe und überall eifersüchtig verfolge, von einer belauschten Zusammenkunft derselben mit dem Sonnenstrahl zugeflüstert. Freundlich versuchte nun Flora die Verzweifelte zu trösten; sie wolle nicht eher ruhen, bis alles wieder in's Geleise gekommen. Traurig neigte

die Rose das schöne Haupt: gern — flüsterte sie — sei sie bereit auf alles Glück zu verzichten, wenn nur er, der Geliebte, von Herzen glücklich werde. „Ein Thor, ein verblendeter Thor ist er,“ — zürnte die Göttin — „wenn er sein Glück bei einer anderen zu finden wähnt! Ich will selbst mit ihm reden, und hoffe, dass er noch nicht so weit bethört und verblendet ist Dich ganz zu verlassen.“ Einen leichten Kuss auf die Stirn ihres Liebings hauchend, entfernte sich Flora den Prinzen Zephir aufzusuchen, um von ihm noch des näheren über die belauschte Zusammenkunft zu erfahren. Seine Mittheilungen mussten wohl ernster Natur gewesen sein, denn die schöne Stirn der Göttin war gefurcht, und die sonst so milden, freundlichen Augen blickten strenge, als sie den Prinzen verliess. Ernst und strenge blickten auch ihre Augen als sie bald darauf eine allgemeine Versammlung der Blumen angeordnet, und nun inmitten des Kreises derselben die stolze Königin der Nacht als unwürdig bezeichnete fernerhin diese Stellung auszufüllen, da dieselbe nicht nur danach getrachtet, das persönliche Glück ihrer Mitregentin zu stören, sondern die letztere auch eigenmächtig der Königskrone berauben, und dem vollständigen Untergange habe weihen wollen. Stolz, schweigend, jede Vertheidigung verschmähend, stand die Beschuldigte hochaufgerichtet da, regungslos, todtenblass die Anklage, wie auch das darauf folgende

Urtheil vernehmend. Einstimmig, ohne auch nur eine abweichende Meinung wurde nun von der ganzen Versammlung die Bestimmung gefällt: die Schuldige der Königswürde verlustig zu erklären, die bedrohte Rose aber nun als Alleinherrscherin im Reiche der Blumen anzuerkennen. — Lauter, nicht endenwollender, immer wieder sich erneuender Beifall der zahlreich versammelten, mit grösster Spannung den Verhandlungen gefolgter Volksmenge erscholl nun von allen Seiten, und der Jubel des Volkes beim Anblicke seiner gefeierten, geliebten, vergötterten Königin Rose kannte keine Grenzen. Diese aber, von innigem Mitleid bewegt, trat nun vor die Göttin. Ehrfurchtsvoll das schöne Haupt neigend, bat sie um Gnade für die Verurtheilte, in warmen, beredten Worten sprach sie für dieselbe — ein höhnisches Lachen der entthronten Königin unterbrach die Fürsprecherin. „Gieb Dir keine Mühe weiter;“ — rief sie mit schneidendem Ton — „Du hast Dein Ziel erreicht, und kannst zufrieden sein. Ich will Deine erheuchelten Thränen und Dein Mitleid nicht! . . .“ „Genug!“ unterbrach nun Flora entrüstet ihrerseits die Redende — „Nicht weiter! Nicht würdig bist Du ihres Mitleids, Unglückselige! Und da Du dasselbe, das sie Dir in ihrer Herzengüte zugewandt, verhöhnt und verspottet, so höre nun auch mein Urtheil: Den Untergang hast Du verdient, da Du ihren Untergang gewollt, ganz, auf immer sollte Dir

die Blüthe entzogen werden, um ihres Mitleids und ihrer Fürbitte willen, wird Dir dieselbe gelassen, doch sollst Du nur einmal im Jahre und nur eine ganz kurze Spanne Zeit blühen, damit Du zu der Erkenntniss kommst, dass Eifersucht, Missgunst, Neid und Hochmuth immer den Fall und das Verderben in sich selbst tragen.“ Und so ward es nach den Worten Flora's: nur einmal im Jahre, und nur eine kurze, flüchtige Spanne Zeit blüht und leuchtet die stolze Königin der Nacht in wunderschöner, märchenhafter Schönheit, von längst vergangener durch eigene Schuld unwiederbringlich verlorener Königsmacht und Königspracht träumend. Von Wehmuth erfüllt ruhen die Blicke des Beschauers auf der herrlichen Blüthe, die nun schnell und unaufhaltsam ihrem Untergange entgegengeht, ein Sinnbild der Vergänglichkeit!





Fata Morgana.

Mräulein Tony stand am offenen Fenster ihres traulichen Arbeitszimmers und schaute in gespanntester Erwartung die wohlgepflegte, von der schon fast in voller Mittagshöhe stehenden Sonne hell beleuchtete Landstrasse entlang, die vom fernen Walde her, zwischen saftig grünen Wiesen und Feldern hindurch, am Doctorat, das, auf einer kleinen Anhöhe stehend, einer entzückenden Fernsicht genoss, vorbei, wie ein breites, helles Band die Landschaft durchzog, sich nach der anderen Seite hin am Horizonte von neuem in bläulicher Ferne verlierend. Es war Sonntag; Feststimmung, feierliche Sabbatruhe herrschte ringsum, noch verbreitet durch das leise aus der Ferne herübertönende Glockengeläute vom Kirchthurm des nur einige Stunden entfernt gelegenen Fleckens; Sabbatruhe in den Lüften, denn klar, durchsichtig, wolkenlos spannte sich der Himmel heute über der Erde aus; Sabbatruhe auf den

weiten Feldern und Wiesen, die heute schweigend, feiernd, menschenleer in ihrem grünen mit unzähligen Blumen durchwebten Sommergewande wie festlich geschmückt erschienen; nur keine Sabbatrube im Herzen des in fieberhafter Erregung in die Ferne spähenden Mädchens. Warum kam er denn immer noch nicht, da er ihr doch gestern versprochen zu kommen mit dem Vater zu reden! . . . Wie unendlich langsam doch die Stunden dahinzogen! Die ganze Nacht hatte sie kein Auge zudrücken können, vom frühesten Morgenrauen an wandelte sie umher, nirgends Ruhe noch Rast findend, und wieviel es der Stunden, dass sie nun wie festgebannt hier am Fenster stand, eine Beute der verschiedensten Gefühle und Empfindungen, hätte Tony wohl beim besten Willen selbst nicht angeben können. War es denn nur möglich, war es denn nur denkbar! Eine solche Veränderung in ihrem Leben! Eintönig, einförmig, still war ihr Leben bis jetzt verstrichen, besonders seit dem Tode der Mutter, und das war jetzt auch schon an die fünfzehn Jahre her. Früher, da waren sie, wenn auch nicht gerade oft, da der Vater durch seine weitverzweigte Praxis auf dem Lande, die Mutter aber durch ihren leidenden Zustand abgehalten wurde, so doch zuweilen hier und da zur Stadt gefahren, hatten Theater, Concerte, Bälle mitgemacht, und Tony hatte sich immer nur schweren Herzens wieder in die stille Landeinsamkeit

zurückbegeben. Es war aber auch wirklich gar einsam und still auf dem Lande, besonders den ganzen langen Winter über. Freilich kam ja inzwischen auch dann und wann Besuch: vom benachbarten Gut der Verwalter mit seiner Frau — die Besitzer selbst lebten Jahr aus, Jahr ein im Auslande, — dann: Pastor's aus dem nahen Flecken, ältere, kinderlose Leute; die beiden Schullehrer, der eine alt und grau, der andere ein schüchtern, hochaufgeschosener Jüngling, der ewig mit seinen etwas zu lang gerathenen Händen und Füßen in Konflikte gerieth; der Apotheker mit seinen beiden Töchtern, — die einzigen jungen Mädchen, mit denen Tony verkehren konnte — das war ihr ganzer Bekanntenkreis. Wenn dann noch ab und zu einmal aus der Stadt Besuch ankam, so war das ein festliches Ereigniss, an dem noch Wochen und Monate lang gezehrt wurde. Da starb die Mutter, die schon lang gekränkelt; ihre Pflichten gingen auf Tony über. Das Mädchen widmete sich nun ganz der Führung des Hauswesens, und der Pflege des alternden, durch den Verlust der geliebten Frau auf's Tiefste erschütterten Vaters. Klein Anny, das Nesthäckchen, ein blasses, kränkliches Kind, brauchte ebenfalls Pflege und Erziehung. So ging Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr an Tony vorüber: still, einförmig, einsam, ein dunkles, eintöniges Grau, das nun plötzlich von einem so leuchtenden Lichtstrahl

erhellet worden, dass das Mädchen, wie geblendet, die Augen schliessen zu müssen glaubte vor all dem goldigen Glanz, der ihr nun die Zukunft verklärte. Nicht gar so lange, kaum drei Monate erst war's her, dass sie ihn kennen gelernt, Rudolf Nolten, den jungen Verwandten der Frau Pastorin, der bis jetzt an verschiedenen Universitäten des In- und Auslandes seinen Studien obgelegen, und nun, nach Beendigung derselben, seiner angegriffenen Gesundheit wegen den Sommer auf dem Lande zubringen musste. Und es war wunderbar, welch einen Einfluss diese Sommerbekanntschaft auf sie alle ausgeübt! Selbst der Vater, der seit dem Tode seiner Frau fast jeden Verkehr mit der Aussenwelt, seine Praxis angenommen, abgebrochen hatte, war seinem Zauber unterlegen; auch Anny, das stille, scheue, in sich verschlossene Kind war wie umgewandelt seitdem: so viel herzlicher war ihr ganzes Wesen geworden, so viel inniger und anschmiegender. Und sie selbst, Tony? War sie denn noch die frühere, bis an's Herz kühle, strenge, unnahbare Tony? Sie, die in einem Leben der strengsten Pflichterfüllung geweiht, schon längst ihrer Jugend und allen Hoffnungen und Wünschen derselben auf immerdar Valet gesagt, fühlte dieselben wie durch ein Wunder von neuem wieder erstanden. Die starre Eisdecke, die ihr Herz umgab, schmolz dahin unter den Sonnenstrahlen der Liebe, die sich ihr so spät noch enthüllt, und ein

gar wundersames Leben voll Hoffnungsfreudigkeit und seliger Glücksahnung eröffnete sich ihrem geistigen Auge. Es war aber auch unmöglich ihm nicht gut zu sein, dem schmucken jungen Mann mit dem herzugewinnenden, liebenswürdigen Wesen und den leuchtenden, sonnigen Augen, dem trotz seiner Jugend schon allgemeines Aufsehen erregenden Gelehrten, dem einstimmig von allen Seiten die glänzendste Zukunft prophezeit wurde. Und er, er liebte sie wirklich?! . . . Doch, wie konnte sie noch zweifeln! Hatte er es denn nicht selbst ihr gestern gesagt? Wollte er heute denn nicht mit dem Vater reden? Tony erschauerte vor Glück und Seligkeit bei der Erinnerung an den gestrigen Nachmittag, da der junge Mann in letzter Zeit ein fast täglicher Gast im Hause des Arztes geworden war. Nur hatte er es gestern eben ungünstig getroffen: der Vater war vom frühen Morgen an schon zu einer schwerkranken Patientin, der Frau des Verwalters vom benachbarten Gut, abgeholt worden. Mit ihm war auch Anny, als Pathenkind der alten Frau, hingefahren, und es war eben noch unbestimmt, wann sie heimkehren würden, jedenfalls vor Abend nicht. Trotzdem war der junge Freund längere Zeit dageblieben, und hatte Tony beim Bohnenauslesen, womit sie bei seinem Kommen gerade beschäftigt gewesen, Gesellschaft geleistet. Nur war dem Mädchen heute ihr Gast anders als gewöhnlich, so

viel unruhiger und erregter als es sonst wohl seine Art, erschienen. Immer und immer wieder hatten seine Blicke die ihren gesucht; immer und immer wieder schien es, als wolle er sie etwas fragen, um etwas bitten; er schien etwas auf dem Herzen zu haben und ihr anvertrauen zu wollen Auch Tony fühlte sich von dieser sichtlichen Erregung des jungen Mannes unwillkürlich beeinflusst; unwillkürlich schlug ihr das Herz lauter, und fuhr sie jedesmal leicht zusammen, wenn seine Blicke sie trafen. Da, als ihr Besuch nach einiger Zeit aufbrach, und sie ihm zum Abschiede die Hand reichte, fühlte sie plötzlich einen langen, innigen Kuss auf ihre Hand gedrückt. „Fräulein Tony,“ — leise, zögernd kamen die Worte über seine Lippen — „darf ich auf Gewährung einer Bitte hoffen, die mein ganzes Lebensglück in sich schliesst?“ Da sie unwillkürlich zusammengezuckt war, mochte er diese Bewegung wohl anders gedeutet haben. „Fräulein Tony!“ — hatte er gefleht — „Oh, sagen Sie nicht nein! . . . Erst, wenn Sie einverstanden, spreche ich mit Ihrem Herrn Vater“ Von seligem Rausche befangen hatte sie seinen Worten gelauscht; kaum wusste sie, wie ihr geschah. „Vertrauen Sie mir!“ — hörte sie ihn nun flehen — „Tief und wahr ist meine Liebe Auf Händen werde ich mein Kleinod durch's Leben tragen Mein Herzblut werde ich dahingeben sie glücklich zu machen,

sie, mein Ein und Alles, meine holde, süsse, angebetete“ „Reden Sie mit dem Vater!“ — hatte auch sie da geflüstert — „er ist trotz seines verschlossenen Wesens und seiner rauhen Aussen-seite herzensgut, er wird dem Glücke seines Kindes nicht hinderlich sein, und auch ich“ „Also Sie selbst wollen dem Vater unser Glück an's Herz legen! Sie willigen ein! oh, Dank, Dank!“ — hatte er da aufgejubelt, noch ein langer, langer, inniger Handkuss und Tony sah sich allein. Wie sie die ganze Zeit bis zur Rückkehr des Vaters und der Schwester, die erst spät am Abend erfolgte, verbracht, wusste das Mädchen kaum. Von der Macht ihres durch seine Erklärung mit fast elementarer Kraft hervorgebrochenen Gefühls berauscht und überwältigt, vergass Tony aller in ihr auftauchenden etwaigen Bedenken; vergass, dass seine Erklärung wie auch sein ganzes Verhalten dabei doch im Grunde viel zu kühl und zurückhaltend für einen leidenschaftlich Liebenden, und von seiner Liebe Ueberwältigten gewesen — hatte er sie doch nicht einmal geküsst und an sich gezogen; vergass des Altersunterschiedes, — er erst vierundzwanzig, sie schon fünfunddreissig; vergass alles in dem berausenden Gefühl sich von ihm geliebt zu wissen, einem Gefühl das um so berausender und überwältigender sie überkommen, je gewaltsamer sie dasselbe bis jetzt zurückgedrängt hatte, und je stärker das in die tief-

sten Tiefen ihres Herzens ebenfalls zurückgedrängte Liebesbedürfniss nun hervorbrach und sich geltend machte. Heute nun, nach einer schlaflos in goldigen Zukunftsträumen verbrachten Nacht, hatte sie dem Vater ihr übervolles Herz geöffnet. Der liebe, gute Vater! Nein, er war dem Glücke seines Kindes nicht hinderlich. Wohl hatte er erst etwas erstaunt dreingeschaut, doch als sie ihm alles gestanden, und wie sie so unsagbar glücklich, da hatte er die Tochter fest in seine Arme geschlossen, und sie innig auf die Stirn geküsst Selbstverständlich würden sie jetzt wohl alle zur Stadt; Rudolf war ja schon durch seinen Beruf als Lehrer an dieselbe gebunden; Vater konnte, alt und kränklich wie er war, unmöglich allein in fremden Händen zurückbleiben, und Anny? Sollte die aufblühende Mädchenknospe wirklich ebenso in der Einsamkeit verblühen und dahinwelken, wie es bisher ihr eigenes, Tony's Los gewesen? Plötzlich erbebt die Wartende: dort in der Ferne die Staubwolke der dunkle Punkt, der immer näher und näher nun sich ihren gespannten Blicken als ein leichter, eleganter Korbwagen zeigte Jetzt war er bei der Biegung des Weges nun für einen Moment aus den Augen entschwunden da jetzt kam er wieder hervor immer näher näher Er war's Rudolf der Geliebte! Der Wagen hielt; leicht sprang der junge Mann aus demselben. Einen

Blick warf er zum Gebäude empor, suchend, fragend, plötzlich — er mochte sie wohl im offenen Fenster gewahrt haben — hatte ein glückliches Lächeln seine Züge erhellt, dann war er eingetreten. Fast hörbar pochte Tony das Herz; an allen Gliedern erbebend sank sie in den am Fenster stehenden Sessel. Jetzt trat er wohl beim Vater ein Jetzt begann er wohl zu reden Jetzt Es litt das Mädchen nicht mehr auf ihrem Platze. Es sprang auf; machte einige Schritte durch's Zimmer; dann, ohne sich irgend welche Rechenschaft über ihr Thun und Lassen ablegen zu können, verliess Tony das Zimmer und trat in den halbdunklen Corridor, der zu verschiedenen anderen Wohnräumen führte. Fast ohne zu wissen wie, fand sie sich vor der Thür des Cabinets ihres Vaters; an allen Gliedern zitternd lehnte sie sich an die Wand um, nur einigen Halt zu gewinnen. Horch! Sie sprachen da drinnen Jetzt erhoben sie die Stimmen Ein plötzliches Schamgefühl erfasste das Mädchen bei dem Gedanken so horchend dazustehen; schon wollte Tony entfliehen, da stockte ihr Fuss unwillkürlich von neuem: ein Name hatte ihr Ohr getroffen „Wohl wird mir die Trennung von meinem Kinde nicht leicht fallen,“ — hatte der Vater soeben gesagt — „doch, was der Himmel zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen Glück, mein lieber,

junger Freund! Machen Sie mir aber auch mein Mädel glücklich, es verdient's.“ „Dank, tausend Dank!“ — jauchzte da Rudolf auf — „Auf Händen werde ich mein Kleinod, meine süsse, herzige Anny“ „Die Anny? Das Kind!“ „Ja, Anny, mein Glück, mein Leben, mein Alles! Aber hat Ihnen Fräulein Tony denn nicht Und ich wandte mich doch an sie, als an Anny's, an meine aufrichtige mütterliche Freundin“ Weiter hörte das Mädchen schon längst nichts mehr; wie gehetzt war es davon geflohen, und fiel jetzt gebrochen, vernichtet in denselben Sessel, in dem es vor einigen Augenblicken noch von Glück und Liebe geträumt, zusammen. Und nun? Erweckt, mit rauher Hand aufgerüttelt aus diesen Träumen, erweckt durch ihn ihn selbst, den Gegenstand derselben Ja, war es denn jetzt nicht ein Traum, ein schweres, schreckliches Alpdrücken? Nein es war Wirklichkeit, harte, grausame Wirklichkeit, denn jetzt hörte sie deutlich ihren Namen rufen: des Vaters Stimme war's und jetzt Anny's Verstört blickte Tony um sich; wohin entfliehen? Wo sich verbergen, um das strahlende Glück der Beiden nicht sehen zu können? Jetzt erklang Anny's süsse Stimme dicht an ihrer Thür: „Tony, bist Du da? Komm schnell, Vater und er“ — leicht erbebt bei diesem Wort die klare Stimme — „sind im Saal. Oh, Gott, wie

glücklich bin ich! Liebe, gute, einzige Tony, Du kommst?“ Der helle Jubel, der ein jedes dieser Worte durchklang, drang wie scharfer Dolchstoß in das verwundete Herz der älteren Schwester. Hart biss sie die Zähne zusammen, um nur nicht laut aufzuschreien. Nein, es war keine Flucht möglich... Sie musste es über sich gewinnen, sie musste hin zu ihnen, ihr Glück mit ansehen, mit ihnen lächeln, sich freuen, während ihr das Herz zu brechen drohte.... „Tony, Du kommst?“ — wiederholte Anny. „Ja.“ — klang es von innen zurück; wie unmenschlich schwer war es dem Mädchen doch geworden dieses kurze, kleine „Ja“ hervorzustossen! Und mit übermenschlicher Anstrengung gelang es ihr: sie gewann es über sich im Kreise der Glücklichen zu erscheinen; zwar sehr blass und etwas schleppenden Schrittes betrat sie den Saal, doch war sie sonst äusserlich dieselbe ruhige, still freundliche Tony, als die sie alle Anwesenden von jeher gekannt, nur hatte ihre Ruhe jetzt dem Blick des aufmerksamen Beobachters etwas seltsam starres, unnatürliches. Als Anny der Schwester entgegengeeilt, und sich derselben glückstrahlend an die Brust geworfen, berührte Tony mit bebenden Lippen die reine Stirn des jungen Mädchens, dann führte sie dasselbe dem Freunde zu. „Hier,“ — sagte sie leise — „von ganzem Herzen wünscht Ihnen alles Glück der Erde.... Ihre mütterliche Freundin....“ Die Stimme

drohte ihr zu brechen bei diesen Worten, und es war gut, dass der Vater, dessen Augen schon längst voll tiefer Bewegung auf ihr geruht, nun zu ihr trat, und den Arm leicht um sie schlang, ihr somit einige Stütze verleihend. Da nun auch Pastor's zum Nachmittage erschienen, wurde die Verlobung des jungen Paares in zwanglos gemüthlicher Weise gefeiert, und die dabei an Tony herantretenden wirthschaftlichen Verpflichtungen zwangen sie, wenn auch nur auf verhältnissmässig kurze Zeit, sich über die sie so schwer betreffende Enttäuschung einigermassen hinwegzusetzen. Doch als später Pastor's und der Vater sich's am Kartentische gemüthlich gemacht, und das glückliche Brautpaar sich auf die monderhellte Veranda zurückgezogen hatte, überkam Tony das Bewusstsein dieser Enttäuschung erst in ihrem vollen Maasse: sie fühlte sich so gebrochen, so elend, so um Jahre gealtert. Und während das glückliche Liebespärichen, Zeit, Ort und alles um sich her vergessend, in seligem Freudenrausche schwelgte, nahm Tony in ihrem einsamen Stübchen unter bitteren, heissen, brennenden Thränen Abschied von Jugend, Liebe und Glück, Abschied für immer





Gegenüber.

Herr Robert Ahrendt, der reiche Fabrik- und Hausbesitzer ging, die Hände auf dem Rücken, scheinbar äusserst verstimmt in seinem mit allem nur denkbaren Comfort ausgestatteten Arbeitscabinet auf und ab. Es war doch gar nicht so leicht ein soeben erst der Pension entlassenes Töchterchen zu Hause zu haben! Mütterliche Beaufsichtigung thäte da noch so noth! Wo konnte er, der vom Morgen bis zum Abend Beschäftigte Zwar er hatte der Kleinen ja eine Gesellschafterin engagirt doch hatte dieselbe dem Kinde in allen Stücken nur freien Willen gelassen Und musste es denn wieder dieses Nachbarhaus sein, das auf diese Weise von neuem in sein Leben eingriff! Dieses Haus! Ihm hatte es seinerzeit so grosses Herzeleid angethan, musste es nun auch seinem Kinde Ahrendt trat an's Fenster, und liess seine Blicke finster auf dem gegenüberstehenden, stattlichen dreistöckigen

Hause ruhen. Eine Fülle von Erinnerungen aus längst vergangener Zeit, die nur zurückgedrängt worden durch die Freuden, Leiden und Interessen des unaufhaltsam vorwärtsdrängenden Lebens, stieg nun, plötzlich geweckt, in der Seele des Mannes auf. Er sah sich als zehnjährigen Knaben, getroffen vom ersten schweren Schmerz seines jungen Lebens, und wie betäubt von demselben, in trostlos dumpfer Trauer um sein dahingeshiedenes, vor kurzem erst in die Erde versenktes, liebes, liebes Mütterlein am Fenster stehen, unverwandt den Weg hinabschauend, den sie heute den Sarg fortgetragen. Zufällig streiften seine Blicke das gegenüberstehende Fenster des Nachbarhauses — da stand ein etwa achtjähriges bildhübsches Mädchen, das Gesichtchen ebenfalls an die Fensterscheiben gedrückt, die grossen, dunklen Augen mit so sprechender, rührender Theilnahme auf ihn gerichtet, dass die seinigen sich plötzlich unwillkürlich mit Thränen füllten, mit Thränen, die den bis dahin dumpf verzweifelten thränenlosen Schmerz des Knaben lösten, und auf gar wunderbare Weise linderten. Als sich sein krampfhaftes Schluchzen endlich in etwas gegeben, und seine Blicke von neuem das Nachbarfenster streiften, sah er die Kleine immer noch mit demselben mitleidigen Ernst zu ihm herüberschauen. Plötzlich, wie mit einem Zauberschlage hatte sich aber das liebliche Kindergesicht erhellt, lebhaft war die Kleine vom Fenster ge-

sprungen, nach kurzer Zeit jedoch wieder auf dasselbe zurückgekehrt, mit triumphirendem Blick eine grosse Schiefertafel an die Fensterscheiben haltend, auf der mit riesiger, deutlich lesbarer, obgleich kindlich unbeholfener Schrift geschrieben stand: „Warum weinst Du?“ So schmerzerfüllt der Junge auch war, so sprach ihn doch die Idee seiner kleinen Nachbarin sofort an; sein Kinderherz sehnte sich so nach Mittheilung, nach Theilnahme; wem hätte er es denn auch ausschütten können? Dem Vater etwa, der, von verzweifelttem Schmerze ergriffen, selber des Trostes so bedürftig, dass er seinem Jungen keinen zu spenden vermochte. Ein Schwesterchen hatte er nicht. . . . Rasch entschlossen hatte er nun auch seine Tafel hervorgeholt, und unter neu aufsteigenden Thränen und Schluchzen seine Antwort geschrieben. So gab, wenn auch mit etwas Stocken und Zeitverlust beim Schreiben, das hauptsächlich dem kleinen Mädchen etwas sauer zu fallen schien, eine Frage und Antwort die andere, und bald wussten die Kinder eines vom anderen alles, was sie nur irgend interessiren konnte. Stunden verstrichen den beiden nun unvermerkt, und nur die unaufhaltsam vorrückende Dunkelheit setzte dieser ihnen so interessanten Correspondenz ein Ende. Noch ein herzliches Grüßen und Nicken hinüber und herüber, und auf gar eigene Weise getröstet hatte Robert endlich, einem Rufe des Vaters folgend, das Fenster

verlassen. Seitdem hatten die Kinder täglich auf diese Weise verkehrt, und immer lieber und lieber war dem vereinsamten Knaben seine kleine Nachbarin, die scheinbar auch viel sich selbst überlassen blieb, geworden; als ein liebes Schwesterchen, wie er sich ein solches immer so sehnlichst gewünscht, erschien sie ihm, und nur einen Wunsch hatte er, einmal mit ihr auch sprechen und spielen zu können. Dazu kam es aber eben nicht, da Roberts Vater, dem, der vom Morgen bis zum Abend durch seine Geschäfte in Anspruch genommen, die Beaufsichtigung und Erziehung seines Knaben äusserst schwer fiel, beschlossen hatte ihn in Pension in eine gut bekannte Familie zu geben, und diesem Entschlusse auch nur zu bald die Ausführung gefolgt war. So hatte denn Robert das väterliche Haus verlassen, ohne auch nur Abschied von der kleinen Agnes genommen zu haben, denn die ganze letzte Zeit vor seinem Fortgehen war das Kind nicht am Fenster zu sehen gewesen, so oft und so sehnsüchtig auch der Junge hinübergespäht hatte. War sie nun vielleicht krank, oder zur Zeit abwesend, oder hatte sie sonst etwas verhindert zu den gewohnten Zeiten am Fenster zu erscheinen, kurz Robert hatte, so bitter weh es ihm auch gethan, ohne Abschied von seiner kleinen Freundin fort gemusst. Auch bei den Besuchen, die er im Laufe der nun folgenden Zeit dem Vater öfters abgestattet, war es ihm kein einziges

Mal gelungen die Kleine je wieder zu erblicken. So war Monat um Monat, Jahr um Jahr vergangen; aus dem blassen, schwächtigen Knaben war im Laufe derselben ein schlanker, braunlockiger Jüngling geworden, vor dem das Leben in vollem Sonnenglanz der Jugend hell und strahlend dalag, und dem nicht nur ein paar dunkler oder blauer Mädchenaugen verstoßen nachfolgten. Ehe er sich's dessen versehen, lag die Schulzeit mit all ihren Freuden und Leiden, lag das glänzend bestandene Examen hinter ihm; er zog in die Ferne, die ihn gar verführerisch anlockte, an eine Specialanstalt, die eines Weltrufes genoss. Bald, nur zu bald lag auch die nur zu schnell verrauschte, schöne, lustige Studienzeit hinter ihm; mit den ersten Preisen gekrönt zog er nun wieder der Heimath zu, um, vom Vater mit offenen Armen empfangen, in dessen Geschäft als Theilnehmer einzutreten. Da geschah es, dass das Nachbarhaus, dessen Robert von Jahr zu Jahr immer flüchtiger und seltener gedacht, zum zweiten Mal in sein Leben eingriff. Eines Tages, als er, seinen Vater zu einer geschäftlichen Besprechung erwartend, in dessen Arbeitszimmer am Fenster stand, mit seinen Blicken gleichgültig das Haus gegenüber streifend, erwachte in seiner Seele die Erinnerung, ein Bild stieg vor ihm auf, erst matt und undeutlich, dann immer lebendiger, zuletzt wie mit Händen greifbar: ein zartes, bildschönes Kind mit hellleuchtenden Blicken

eine Tafel an die Fensterscheiben haltend . . . Seine kleine Nachbarin, seine liebliche Trösterin, sein herzliches Schwesterlein — was war aus ihr im Laufe der Jahre geworden? . . . Wo mochte sie sein? . . . Wie mochte es ihr ergehen? Eine Sehnsucht erfasste ihn plötzlich, ein Gefühl, das er längst erstorben gewähnt, ein Verlangen sie wiederzusehen so glühend und lebendig, wie er es all die Jahre hindurch nicht empfunden . . . Plötzlich war Robert zusammengezuckt: ein schlankes, bildschönes Mädchen war soeben, ihre Blumen begiessend, an das Fenster dort gegenüber getreten; jetzt richtete es sich auf, und kehrte ihm nun, an einer hängenden Blume nestelnd, das liebliche Antlitz voll zu. Wie ein Blitz hatte es die Seele des Jünglings durchzuckt: sie war's, sie musste es sein! Das war dasselbe süsse Kindergesicht, nur etwas ovaler und schmaler, das waren dieselben Züge, nur reifer und ausdrucksvoller geworden . . . Jetzt, jetzt hob sie die Augen, diese grossen, dunklen, sprechenden Augen . . . Ein Blick traf ihn . . . Sie war's, sie war es! . . . Und auch ihre Seele schien eine Erinnerung durchzuckt zu haben, das zeigte ihm deutlich ihr Blick, der erst erstaunt, fragend, dann wie verständnissvoll aufleuchtend ihn getroffen, der sich nun wiedergesenkt, während ein dunkles Roth die lieblichen Züge überflogen. Dann war sie fort, und Robert hatte sie nicht mehr erblickt, trotzdem seine

Blicke gar oft sehnsüchtig hinübergeschweift. Seitdem erfüllte ein glühender Wunsch die Seele des Jünglings, sie näher kennen zu lernen. Agnes! der schon fast vergessene Name war nun wieder mit feurigen Buchstaben im Herzen desselben eingeschrieben. Doch wer war sie? Als er sich mit einer diesbezüglichen Anfrage an seinen Vater gewandt, hatte dieser mit sichtlich verfinsterten Mienen gemeint: so viel er wisse, sei es die Nichte des Hauseigenthümers von da drüben, — eine verächtliche Handbewegung — doch müsse er Robert bitten, ihn, den Vater, künftig mit allem zu verschonen, was das Haus und die Leute von da drüben — eine noch verächtlichere Bewegung — angehe. Es sei eine alte Feindschaft noch von Gross- und Urgrossvater her, eine Familienbeleidigung, die ein jedes Glied ihres Hauses, dem die Ehre desselben heilig, vor jeglicher Berührung mit denen da drüben zurückschaudern lasse. Er habe ihm, Robert, bis jetzt nichts von dieser Fehde mitgetheilt, da es eben noch nicht an der Zeit gewesen, nun aber da er, Robert, gleich ihm, seinem Vater, ein vollberechtigter Repräsentant seines Hauses, müsse er die Einzelheiten dieser Fehde erfahren, damit auch er die Ehre seiner Familie hochzuhalten wisse. Und der Vater hatte sich nun in diese Einzelheiten einer aus beiderseitigen kleinlichen Angriffen und beiderseitigem starrem Eigensinn entsprungenen, und mit der Zeit

immer festere Wurzeln gefassten, Jahrzehnte alten Feindschaft vertieft; Robert dagegen, hatte fast verständnisslos ihm zugehört; er empfand nur eines: dass eine jede Annäherung unter diesen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit, dass er die glühende, unbezwingbare Sehnsucht nach einer solchen in seinem Herzen mit aller nur denkbaren Strenge unterdrücken müsse, und doch sträubte sich eine jede Fiber seines Wesens dagegen das warme Gefühl seines Herzens kalter, versteinertes Familientradition zum Opfer zu bringen. In furchtbarem Kampfe mit sich selbst schlich der arme Junge einige Tage umher; kaum, dass er zum Fenster hin, geschweige denn aus demselben zu blicken wagte, dabei wuchs ihm die Sehnsucht nach einem Anblick seiner schönen Nachbarin, der holden Freundin seiner Kindheit, immer mächtiger in seinem Herzen an. Einige Tage später sass Robert am Schreibtische seines Vaters, der, an diesem Tage auswärtig beschäftigt, seinem Sohne das Revidiren verschiedener in letzter Zeit eingelaufener geschäftlicher Papiere übertragen. Doch ging dem Jüngling die Arbeit, wie fast eine jede in den letzten Tagen, so gar nicht von der Hand; er konnte sich gar nicht in dieselbe vertiefen, er konnte seiner Gedanken so gar nicht mehr Herr werden. Verzweifelt darüber erhob er sich, die Arbeit bei Seite schiebend, um einige Schritte durch's Zimmer zu machen, und seine Gedanken zu sammeln. Ein un-

willkürlicher Aufblick — und er hatte alles um sich her vergessen. Wie magnetisch angezogen war er an's Fenster getreten; dieser einzige Aufblick hatte seine ganze Selbstbeherrschung, hatte alle mühsam gefassten, und diese Tage hindurch peinlich gehaltenen Vorsätze über den Haufen geworfen: da sass sie ja am gegenüberliegenden Fenster an ihrem Arbeitstischchen zusammengesunken, das Antlitz mit den schlanken Händen bedeckt, die zarte Gestalt wie von krankhaftem Schluchzen erschüttert. Das Herz hatte sich dem jungen Manne bei diesem Anblicke zusammengezogen. Sie weinte! Was mochte ihr fehlen? Was mochte ihr diese Thränen erpressen?.... Sein Leben hätte er in diesem Augenblicke gern dahingegeben um das schöne junge Wesen trösten, ihm Hilfe spenden zu können! In diesem Augenblicke fühlte er es klar, dass er sie liebe allen Familientraditionen und aller Familienfeindschaft zum Trotz, dass er sie liebe mit ganzem Herzen, ganzem Sein und Wesen. Wenn sie nur einmal aufblicken wollte! da Jetzt geschah es in der That: das schöne, jetzt so verweinte Gesicht erhob sich langsam, langsam wandte es sich dem Fenster zu; die grossen, dunklen Augen blickten so hoffnungslos verzweifelt, dass Robert vollständig Kopf und Besinnung verlor. Sie weinte, sie war unglücklich, er musste sie trösten, und er wollte sie trösten; mochte ihnen jeder Verkehr sonst verwehrt sein, der Ver-

kehr ihrer Kindheit, er stand ihnen offen, er wollte sie trösten, wie sie ihn damals getröstet, mochte sie sehen, dass er diesen Trost nimmer vergessen, dass Fast nicht mehr wissend, was er that, einem plötzlichen Entschlusse Folge leistend, hatte er die grosse Rechnungstafel des Vaters von dessen Schreibtisch ergriffen, und in fliegender Hast, in fieberhafter Erregung mit zitternder Hand in grosser, riesiger Schrift hingeworfen: „Warum Thränen, Agnes? Kann ich helfen?“ Und ehe er sich dessen nur recht bewusst, hatte er die Tafel an die Fensterscheibe gehalten. Zum Zerspringen heftig hatte nun das Herz des Jünglings gepocht, als ihre Blicke ihn und die Tafel getroffen; jäh sah er sie sich von ihrem Sitz erheben, die grossen Augen schienen noch grösser, als sie die Schrift gelesen, dunkle Purpurgluth hatte das eben noch so blasse Gesicht übergossen, wie abwehrend hatte sie die Hände erhoben, heftig mit dem Kopf geschüttelt, und augenscheinlich in erneutes krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, das Fenster verlassen. Wie vom Blitz getroffen hatte Robert der Entschwundenen nachgestarrt, dann, wie aus tiefem Traum erwachend, war er sich mit zitternder Hand über Stirn und Augen gefahren. Er empfand plötzlich die heftigsten Gewissensbisse über seine That; dieselbe erschien ihm nun in einem so unverzeihlichen Licht, dass das schöne Mädchen gar nicht anders gekonnt als ihn empört zurückweisen. Und

doch hatte er sie ja nur trösten wollen! Warum hatte sie aber nur geweint? Er musste es erfahren, koste es, was es wolle. Robert begann nun hier und da Erkundigungen über seine schöne Nachbarin, die sich seitdem nimmer mehr am Fenster gezeigt, einzuziehen, und da ward ihm denn berichtet, dass sie die Nichte und Pflgetochter des Hausbesizers von drüben, dass sie seit ihrer zartesten Jugend ihrem Pflegebruder und Vetter verlobt, der ihr aber von jeher höchst unsympathisch gewesen sei, dass sie in jeder Hinsicht abhängig von ihrem Pflegevater, ihre Zusage zu dieser Verbindung, die sie indessen lang genug hinzuhalten gewusst, endlich nicht mehr zu verweigern vermocht und, dass, endlich, schon in wenigen Tagen die Hochzeit gefeiert werden sollte. Und in der That, so war es geschehen. Wie ein Träumender war Robert diese Tage einhergewandelt: erst jetzt, da sich ihm die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Liebe enthüllt, hatte er aber auch erst so recht die ganze Gluth derselben empfunden. Rasende Verzweiflung erfasste ihn bei dem Gedanken dieses holde, schöne Wesen einem ungeliebten Manne vermählt, sie, die Freundin und Vertraute seiner Kindheit unglücklich und elend zu wissen; ihm war zu Muthe, als müsse er sie erlösen aus ihrer Abhängigkeit, als müsse er sie mit Gewalt befreien, entführen . . . was wusste er! Glühendste Begeisterung erfüllte ihn bei dem Gedanken, doch schon im Augen-

blicke darauf bemächtigte sich seiner wiederum dumpfe Verzweiflung: es war ja Wahnsinn! Was konnte, was durfte er! Was war er ihr denn? Ein gleichgültig Fremder im besten Falle noch, ja, was konnte er wissen, vielleicht in der That ein Feind ihres Hauses, an den sie nur mit Hass und Empörung dachte In fieberhafter Erregung stand Robert am festgesetzten Hochzeitstage am Fenster unverwandt nach dem festlich erleuchteten Nachbarhause hinüberspähend, den Klängen der rauschenden Tanzmusik lauschend, mit den Blicken den Gestalten der hier und da am Fenster vorübertanzenden Paare folgend Nun war ein Jahrzehnt nach dem anderen dahingegangen. Auch Robert hatte sich im Laufe der Jahre ein Weib heimgeführt, das er zwar nicht im geringsten so geliebt, wie jenes; das ihm auch nicht aus heisser Leidenschaft gefolgt, doch das ihm ein gutes, treues Weib gewesen, mit dem er alle diese Jahre hindurch ruhig und zufrieden gelebt, und dessen Hinscheiden er mit seinem einzigen ihm hinterlassenen Töchterchen aufrichtig und wahr betrauert. Mit dem Nachbarhause hatte Robert seitdem jede Berührung peinlich gemieden, ja fast schien es, als triebe er den traditionellen Familienhass der beiden Häuser bis auf die äusserste Spitze, denn nie mehr richtete er je einen Blick auf die gegenüberliegenden Fenster, niemand in seiner Umgebung durfte dieses Hauses oder seiner Bewohner ihm gegen-

über je erwähnen, es schien einfach für ihn nicht mehr auf der Welt zu existiren. Und nun? Trotzdem und alledem griff es nun doch von neuem gewaltsam in sein Leben ein, gleich als wolle es sich für all diese Jahre der Nichtbeachtung und Gleichgültigkeit grausam rächen. Ein schwerer Seufzer entrang sich jetzt Ahrendt bei diesem Gedanken von neuem. Dass es doch gerade wieder jemand aus diesem Nachbarhause sein musste, in den sich sein Töchterchen, seine kleine Milly, die ihm vor kurzem erst aus dem Pensionat heimgekehrt, bis über die Ohren verliebt! Und das war alles so einfach, so ganz von selbst gekommen — wie ihm das Kind unter Thränen gestanden — sie wisse es selbst wahrhaftig nicht wie: Blicke hin und Blicke her, dann habe er einmal einen Gruss gewagt, den sie erröthend und verlegen erwidert, dann ein paar berechnet zufällige Begegnungen auf der Strasse, ein wirklich zufälliges Zusammentreffen auf einem Tanzabend, eine Liebeserklärung, erster Kuss — mit einem Wort immer die alte und doch neue Geschichte. . . . Und neulich, beim Nachbarhausekommen, hatte er, in's Zimmer eintretend, sein Töchterchen am Fenster er tappt, mit glühenden Wangen und strahlenden Augen dem Nachbarfenster, an dem ein hochgewachsener, schmucker Jüngling gestanden, zärtliche Handküsse zusendend. Da hatte ihm, dem bis dahin Ahnungslosen, das Kind, streng in's Verhör genommen, unter

Thränen und Schluchzen alles gestanden, wie es gekommen, und dass sie sich so lieb, oh, so lieb hätten! Nun schlich sie, da er ihr das thörichte Köpfchen, aber ernstlich zurechtgesetzt, trübselig und verweint im Hause herum, so allein und verlassen mit diesem ersten Schmerz ihres jungen Lebens; wenn sie nur noch eine Mutter gehabt, an deren Herzen sie sich ausweinen gekonnt! Mütterliche Aufsicht thäte ihr eben überhaupt noch so noth!... Ein lauter Glockenzug unterbrach plötzlich den Gedankengang des vor sich hinbrütenden Mannes; jäh fuhr er auf, wer mochte es wohl sein? Da erschien der Diener und überreichte seinem Herrn eine elegante Visitenkarte: „A. v. Helmberg“ stand auf derselben. Helmberg? So hiess ja das Haus da drüben, dann war es ja... Ahrendt kam gar nicht dazu diesen Gedanken auszudenken, denn schon war er in den Saal eingetreten, in dem ihm eine hochgewachsene elegante Frauengestalt entgegentrat; ein noch schönes, wenn auch nicht mehr ganz junges Antlitz wandte sich ihm zu, ein paar grosser, dunkler Augen blickten ihn an; diese Augen, sie waren es, die es ihm damals angethan, die er, trotz allem was dazwischen lag, nicht vergessen gekonnt.... Sie, sie war's, die Vertraute seiner Kindheit, die Geliebte seiner Jugend, die verkörperte Poesie seines Lebens.... Heiss stieg es im Herzen des Mannes auf, und mit bebenden Lippen berührte er die ihm gereichte feine Hand. „Gnädige

Frau!“ — stammelte er mit unwillkürlich bewegter Stimme — „Was verschafft mir die Ehre?“ Einen Augenblick schien sie sich zu sammeln, als falle ihr das Sprechen nicht ganz leicht. „Das Glück unserer Kinder“ — kam es dann leise über ihre Lippen. „Unserer Kinder?“ „Ja.“ — fester erklang ihre Stimme — „Sie können mir glauben, Herr Ahrendt, dass mir dieser Gang hierher zu Ihnen nicht leicht gefallen ist, allein ich sagte mir, dass mir das Glück meines Kindes doch höher stehe als alles andere, und auch Ihnen, Herr Ahrendt, wird wohl das Glück des Ihrigen zu theuer und kostbar sein um es versteinerten Familientraditionen und verjährtem Familienhasse zum Opfer bringen zu wollen. Bruno hat mir alles gestanden, alles wie er Ihr reizendes Töchterchen liebe und wiedergeliebt werde Und das können Sie mir glauben, Bruno ist trotz seiner Jugend ein fester, beständiger Charakter, auf den man bauen kann, der Treue hält, wo er sie einmal gelobt“ „So ist es Ihr Sohn gnädige Frau?“ „Ja, mein Sohn,“ — gab sie mit aufleuchtenden Blicken zur Antwort — „mein Stolz, meine Hoffnung, meine einstige und auch schon jetzige Stütze, seit mein Mann todt Mein Ein und Alles ist der Junge“ Wie bezaubert blickte Ahrendt sein Gegenüber an. Wie schön sie noch war! Immer schöner von Augenblick zu Augenblick erschien sie ihm: ihr Lächeln,

wie bezaubernd, ihr Blick, wie ausdrucksvoll, ihre Stimme, wie melodisch!.... Und sie war frei!.... Fast mechanisch nur antwortete er: „Aber die Kinder sind ja noch so jung.“ „Gewiss;“ — gab sie zu — „sehr jung noch, zu jung um jetzt schon an Heirath zu denken. Doch sie können ja warten; so ein Jährchen, anderthalb Geduld kann den beiden gar nicht schaden. Lassen Sie mich nur hoffen, Herr Ahrendt, dass, hat sich die Liebe der beiden als echt und treu bewährt, Sie derselben Ihre Einwilligung nicht versagen.“ Mit einem ihn ganz bezaubernden Blick und Lächeln reichte sie ihm von neuem ihre Hand, die, nachdem er sie ebenfalls von neuem an seine Lippen geführt, er nun aber nicht mehr freiliess: ein Entschluss war ihm plötzlich gekommen, ihm selbst unerwartet, doch so fest, so klar und bestimmt, dass es ihm nun erschien, als sei derselbe schon Jahre lang in seinem Innern ausgereift. „Es sei;“ — sagte er, und heftig fühlte er bei jedem seiner Worte sein Herz pochen — „doch unter einer Bedingung nur, gnädige Frau.“ „Wenn es nur in meiner Macht steht dieselbe zu erfüllen, so haben Sie mein Wort“ — sagte sie einfach, obgleich seine sichtlich anwachsende Erregung, wie auch seine unverwandt auf ihr ruhenden Blicke auch ihr ihre Ruhe zu rauben begannen. „Ich habe Ihr Wort, gnädige Frau....“ — entgegnete er — „und ich halte es, wie hier diese Ihre schöne....“

reizende Hand“ Dabei führte er dieselbe immer wieder von neuem, und immer länger und inniger an seine Lippen. Gar seltsam hatte es sie bei seinen letzten Worten durchzuckt, dunkle Gluth ihr Antlitz bedeckt, sie fühlte eine Erregung auch ihrer sich bemächtigen, derer sie nur mit Mühe Herrin zu werden vermochte; doch hielt sie sich gewaltsam. „Also, Ihre Bedingung, Herr Nachbar!“ — wandte sie sich nun lächelnd an denselben. „Also, gnädige Frau, willige ich sofort in die Verlobung der beiden Kinder ein, wenn Sie Milly nicht nur Schwiegermutter sondern im vollen Sinn des Wortes eine zweite Mutter werden wollen“ Er brach ab; es war ihm doch schwerer geworden diese Worte hervorzubringen, als er es sich gedacht, und heftig, fast hörbar schlug ihm das Herz in banger Erwartung ihrer Antwort. Doch auch ihre mühsam aufrecht erhaltene Ruhe hatte sie nun doch verlassen; hastig entzog sie ihm ihre Hand, heftig erbebend, stützte sie sich auf den nebenanstehenden Tisch. „Sie zürnen mir Agnes?“ — da sie immer noch schwieg, zu ihr herantretend — „Agnes! Zum dritten mal trittst Du in mein Leben, willst Du mir wieder entschwinden, wie die beiden ersten Male? Agnes, Du heller Stern meiner Kindheit und Jugend, ohne Dich erscheint mir das Leben finster und trübe, Du allein bist im Stande ihm Licht und Glanz zu verleihen

Agnes Du zürnst mir?“ Ein leises Kopfschütteln war ihre Antwort, während ein seliges Lächeln um ihre Lippen spielte. Im selben Augenblicke hielt er sie umfaßt, mit zweifelndem, fragendem Blick ihr in's dunkel erglühte Antlitz schauend: — „Agnes Du liebst mich?“ „Dein von Anbeginn an“ — flüsterte sie, sich an ihn anlehnend. Ein helles Aufjauchzen, und in einem heissen, glühenden Kusse pressten sich seine Lippen auf die ihrigen. Endlich, endlich trennten sie sich wieder, und das zur rechten Zeit, denn Milly trat, vom Besuch nicht unterrichtet in das Zimmer. „Ach!“ — entfuhr es ihr, und sich ihrer rothen, verweinten Augen schämend, wollte das arme Kind sofort wieder entfliehen. „Milly! Hierher!“ — kommandirte da in seinsollend strengem Tone der Vater, während der Schalk ihm dabei aus den Augen lachte. Schüchtern gehorchte das Mädchen, und trat, kaum die Blicke aufzuschlagen wagend, näher. „Hier,“ — fuhr Ahrendt in immer demselben Tone fort, sein Töchterchen an der Hand ergreifend, und es seinem Besuche zuführend. — „Damit Du mir künftig keine dummen Streiche mehr machst, und Dich hübsch sittsam betragen lernst, habe ich's für nöthig befunden Dir eine Stiefmutter zu geben;“ — er legte glücklich lächelnd dabei den Arm um die schlanke, neben ihm stehende Frauengestalt — „ja, ja, Kind, eine Stiefmutter im wahren Sinne des Wortes,“ —

da Milly erstaunt, verständnislos zu den beiden aufblickte — „die, falls Du dich aber trotzdem nicht ändern, und Deinem Bruno treu bleiben solltest, Dir als die Mutter desselben auch noch Schwiegermutter wird.“ Er lachte glücklich vor sich hin, während das Mädchen, bald roth, bald blass werdend, sie beide ansah, und in peinlicher Verlegenheit nicht wusste, wie diese Worte aufzunehmen. Da erfasste Frau Agnes sanft beide Hände des armen Kindes: „Willst Du ein wenig von Deiner Liebe zu meinem Bruno auch auf mich, seine Mutter übertragen,“ — fragte sie in herzwinnendem Ton, das Mädchen näher an sich heranziehend — „und mich auch ein wenig nur als die Deinige, die Dich als das Bräutchen ihres Sohnes so von Herzen lieb hat, betrachten, willst Du?“ Ein Aufschluchzen, und Milly hatte die Arme fest um den Hals der Mutter des Geliebten geschlungen, und heisse Thränen, jetzt Thränen des Glückes und der Freude entströmten den Augen des Mädchens.





Vom Stern der zur Erde gewollt.

Gifs war ein gar lieblicher Stern, der den blauen Himmelsbogen verlassen wollte, so hell, so licht, so strahlend in seiner funkelnden Jugendfrische, dass er sich allen, die ihn gesehen, in's Herz stahl. So schön und prächtig es nun auch am leuchtenden Himmelsbogen war, ihm in seinem Jugendübermuth schien alles zu einförmig und langweilig: was machte er sich auch aus all der ihn umgebenden Herrlichkeit, die ihm schon fast zum Ueberdruss bekannt und alltäglich geworden war; fort zog es ihn, mächtig, unwiderstehlich hinaus in die Ferne, neue Welten, neue Wunder kennen zu lernen und anstaunen zu dürfen. Vornehmlich war es die unter ihm in wunderbar verlockender Schönheit ruhende Erde, die eine ganz unbeschreibliche Anziehungskraft auf ihn ausübte. Sie erschien ihm so zauberisch schön, so bestrickend in ihrem farbenschillerndem, goldig leuchtendem Glanz, dass er Tag und Nacht nur davon träumte all diese

Schönheit aus nächster Nähe bewundern und geniessen zu dürfen. Die Erzählungen eines alten, von langer, weiter Wanderung vor kurzem heimgekehrten Cometen, den seine Bahnen auch fast bis in die unmittelbare Nähe der Erde geführt, entfachten nun vollends diese im Herzen des jungen Schwärmers glühende Sehnsucht zur helllodernden Flamme, und so vertraute sich denn einst der Stern hochklopfenden Herzens dem jüngeren Bruder des stolzen Sonnenkönigs, dem sanften, treuherzigen Gesellen, dem Monde an, der mit seiner stillen, milden Art und Weise sich ebenso das allgemeine Vertrauen und die Sympathieen der Gestirne erworben, wie auf der Erde das der Menschen. Schweigend hörte der Mond eine Weile dem abenteuerlustigen Burschen zu. „Lieber Freund,“ — sagte er dann — „lass Dich warnen, es möchte Dich doch gereuen Deinen Wunsch erfüllt zu sehen.“ „Nie, nie!“ — betheuerte dieser, und hellfunkelnd flammte er auf vor unbezwingbarer, mächtiger Sehnsucht. „Es möchte Dich doch gereuen!“ — wiederholte der Mond sinnend. — „Sieh um Dich, Kamerad, wie wunderbar herrlich und weihevoll es hier am unendlichen Himmelsgewölbe ist! In leuchtender, ewiger Schönheit prangend, wandeln wir, himmlischen Gestirne unsere Bahnen, ewig, unveränderlich, ruhig, nicht kennend jenes fieberhafte Hasten und Jagen, jene rastlose Unruhe, all jenes Leid und Weh, das dem kurz-

lebigen, vergänglichen Menschenvölkchen eigen.“
„Kennst Du denn die Erde und ihre Bewohner näher?“ — fragte der Stern, dessen Interesse auf's Aeusserste erregt war. „Näher wohl nicht,“ — war die Antwort, — „doch oft, gar oft dringen ja zu uns die Hoffnungen, Wünsche, Seufzer und Klagen der Menschen, — auch Du wirst sie ja wohl zuweilen vernommen haben, — die uns so vieles enthüllen und ahnen lassen, dass man nur Mitleid und Bedauern mit den Armen empfinden kann, doch durchaus kein Verlangen unter ihnen zu wandeln.“
„Doch jauchzen und jubeln ja auch die Menschen vor lauter Glück und Seligkeit öfters zu uns auf;“ — wandte der Stern eifrig ein — „und mich dünkt, es muss doch etwas gar wunderbares um dieses Glück“ „Gar unbeständig soll das Glück der Menschen sein;“ — entgegnete der Mond ernst — „veränderlich auf Erden alles, Glück und Unglück, Hass und Liebe, Frieden und Zwietracht immer in stetem Wechsel begriffen. Und dann, weisst Du denn nicht, dass Du auf Erden nur als Mensch unter Menschen wandeln“ „Als Mensch unter Menschen?“ — den Stern durchschauerte es — „das, das ist's ja eben, was ich will! Als Mensch die Erde und die Menschen kennen lernen, alle Lust und alles Leid des Erdenlebens mitempfinden, mit ihnen klagen, jauchzen, lachen, weinen, mit ihnen all jene zauberischen Schönheiten bewundern und ge-

niessen zu können! Und sollte es mir gar gelingen ihre Herzen und Seelen mit himmlischem Lichte und himmlischem Frieden zu erfüllen, so sollte es mich wohl nie, nie gereuen den Himmelsraum verlassen zu haben.“ „Aber weisst Du denn nicht, Du Schwärmer,“ — wandte der Mond von neuem ein, — „dass abgetrennt von der Sternenwelt Du dich doch nie in der Erdenwelt heimisch fühlen wirst; unverstanden, verkannt, verlassen wirst Du dich meist von den Menschen sehen, nur wenige werden im Stande sein Deine himmlische Herkunft anzuerkennen Lass ab, junger Thor, von Deinem Wahn!“ „Und es ist doch so;“ — unterbrach nun auch der Stern entschieden den Warner, — „ich kann nicht anders, ich muss hinab! Und solltest Du auch in allem Recht behalten, sollte ich mich auch in allen meinen Erwartungen getäuscht sehen, ja sollte ich auch zu Grunde gehen, sollte ich auch sterben und verderben in all dem schimmernden und schillernden Glanz, ich muss hinab! Dieses ewige, unwandelbare Einerlei, so prächtig und herrlich es auch ist, tödtet mich; alles, alles um mich her, ja mein ganzes Dasein ist mir verleidet; lieber möchte ich ganz aufhören zu existiren, als dieses ewige, einförmige, tödtliche Dasein weiterzuführen....“ „Halt ein, Wahnwitziger, lästere nicht!“ Ernst, fast drohend klang die Stimme des Mondes. — „Ich sehe schon, mit Dir ist nicht mehr zu reden. Es ist gut; ich werde mit meinem

Bruder sprechen, wie Du gewollt, so soll Dir werden.“ Und wie der Stern gewollt, so ward es. Zwar hatte der Sonnenkönig erst die Stirn gerunzelt, doch liess er schliesslich den eigensinnigen Burschen seiner Wege ziehen. Diesem erschien es nun wie ein Traum, dass sein so lang gehegtes, heisses Verlangen nun endlich doch gestillt werden sollte. Wie berauscht nahm er von seinen himmlischen Kameraden, den Gestirnen, Abschied; wie berauscht vernahm er noch die Abschiedsworte des Mondes, der, auf's tiefste gerührt, ihm ernst und eindringlich an's Herz legte, bei allem, was auch geschehen möge, ja nur seines Strahlenkranzes, des Abzeichens seiner himmlischen Herkunft zu achten: so lange ihm dieser noch hell leuchtend das Haupt umgebe, stehe ihm der Himmel noch jederzeit offen; doch sobald sich der Kranz trüben oder ihm gar abhanden kommen sollte, wäre ihm eine Rückkehr in die himmlische Heimath versagt; friedlos, ruhelos, sich in heisser Sehnsucht nach derselben verzehrend, müsse er dann auf Erden umherirren. Von seinem Glückesrausch befangen vernahm der Stern das alles fast wie im Traum; kaum dass er sich noch eine hübsche Anzahl erfüllter Wünsche an die Menschen mitgeben liess, und fort war er. Pfeilschnell die Lüfte durchschneidend, liess er sich herab; glückstrahlend nickte er im Fluge noch dem ihm wehmüthig nachblickenden Monde zu; dann wurde sein Flug immer schneller und schneller; ein

heftiger Schwindel erfasste ihn, er empfand einen jähen, schneidenden Schmerz; ihm war, als löse er sich auf, als zerfalle er in ganz, ganz kleine, unzählige Atome, und er verlor die Besinnung

Die heisse Sehnsucht des Sternes war nun gestillt; in Menschengestalt wandelte er auf Erden, wonnetrunkenen Auges alle Schönheiten dieser Erde, die ihm noch tausendmal herrlicher als je in seinen kühnsten Träumen erschienen, geniessend und in sich aufnehmend. Die grüne Einsamkeit des Waldes mit seinem Vogelgesang und Waldesrauschen, die grossartige Schönheit des unabsehbar weiten, tiefblauen Meeres mit seinen wogenden, brandenden, schäumenden Wellen, die majestätische Pracht der himmelaufragenden Berge mit ihren schneebedeckten Häuptern und smaragdgrünen Thälern entzückte, be rauschte, begeisterte ihn; sein höchstes Interesse jedoch erweckten die Erdbewohner, die er hier und da bald einzeln, bald in grösseren oder kleineren Ansiedelungen am Saume des Waldes, am Ufer des Meeres, am Fuss der Berge antraf. Aber auch seine Erscheinung erregte überall Aufsehen; überall sah er sich von staunenden, bewundernden, zweifelnden, erschreckten Gesichtern umringt, wenn er in die Nähe irgend einer Ansiedelung der Menschen kam; mit einem Gemisch von Staunen, Bewunderung und Ehrfurcht richteten sich dann wohl aller Blicke auf den hell leuchtenden Strahlenkranz, der das Haupt

des Fremdlings umgab. Da führte den Stern sein Weg durch eine grosse Stadt. Mit Staunen und Verwunderung sah er das Leben und Treiben um sich her; das war ein Eilen und Rennen und Jagen, der eine hierher, der andere dorthin; das war ein wüstes, verworrenes Durcheinander, dass dem Stern dabei Hören und Sehen verging. Es war ihm zu Muthe, als sei er in ein riesiges Ameisennest gerathen, genau so rannten, eilten, irrten und schwirrten die Menschen um ihn her; dem Stern schwindelte es; wie betäubt blieb er einen Augenblick stehen, sich an eines der hohen, einförmigen Steinmassen, die dicht aneinandergedrängt in langen breiteren und schmälern Reihen dastanden, anlehnend. Sofort fühlte er sich mit rauher Hand gefasst: „Heda, lieber Freund!“ — rief eine scharfe Stimme — „Du willst wohl hier Dein Räuschchen ausschlafen? Da kann ich Dir denn doch noch ein geeigneteres Plätzchen dafür anweisen.“ Lautes, höhnisches Gelächter erscholl ringsum; der Stern erhob die Blicke, er sah sich umringt von einer grossen Menschenmenge, die voll Neugier dem weiteren Verlauf der Dinge folgte. „Und wo hast Du denn diesen prächtigen Schmuck her?“ — fragte der Schutzmann, denn ein solcher war es, der den Stern gefasst hielt, weiter; voll Argwohn und Verdacht hafteten dabei seine Blicke am Strahlenkranz, der das Haupt seines Gefangenen umgab. — „Wo hast Du ihn entwendet, he?“ „Schmuck?

Entwendet?“ — Betroffen starrte der Stern den vor ihm stehenden an. — „Ich weiss nicht, was Du von mir haben willst; fremd bin ich hier, vor kurzem vom Himmel herabgestiegen“ Eine Bewegung entstand in der Volksmasse, noch dichter scharte sie sich um den Redenden. „Vom Himmel gestiegen!“ „Warum nicht gar!“ „Vom Himmel, hört, hört!“ „Vielleicht ist's gar ein Heiliger?“ „Unsinn! Reif für's Irrenhaus ist der Mann!“ „Ein dem Irrenhause Entsprungener!“ „Fasst ihn!“ „Greift ihn!“ „Macht ihn unschädlich!“ — erscholl es in buntem Durcheinander um den Stern her, und die erregte Menge war im Begriff über ihn herzufallen, doch jetzt war es der Mann des Gesetzes, der ihn in Schutz nahm. „Ruhe! Im Namen unseres Königs!“ — gebot er mit erhobener Stimme — „Und Du,“ — wandte er sich an seinen Gefangenen — „folgst mir unverzüglich zum Könige unserem Herrn.“ Der König, ein ehrwürdiger Greis, sass umgeben von seinen Ministern, Räthen und dem ganzen Hofstaat auf seinem prächtig geschmückten Throne, die goldene Königskrone auf dem Haupte, den goldenen Scepter in der Hand. Ehrfurchtsvoll neigte sich der Hüter des Gesetzes vor dem Herrscher, dann erzählte er den ganzen Vorgang; prüfend ruhten dabei die Blicke des Königs lange auf dem Stern, der frei und offen, hocherhobenen Hauptes dieselben aushielt. „Und Du, Fremdling, was hast Du uns zu sagen?“ —

wandte sich nun der Fürst an ihn. — „Nichts, o König, als, dass ich die Wahrheit gesagt, und wirklich ein vom Himmel gestiegener Stern bin“ — gab dieser einfach zur Antwort. Auch hier entstand eine Bewegung unter den Umstehenden; in aller Zügen, aller Blicken las sich Staunen, Zweifel, Entsetzen. Ein dem Königsthronen zunächst stehender Mann in einer langen, grauen Kutte trat in höchster Erregung noch näher vor, zerriss sein Gewand, und rief: „Er lästert Gott! Was bedarf es da noch weiterer Worte? Ein Bote der Hölle ist's, und Blendwerk der Hölle sein Strahlenkranz!“ „Ein Stern!“ — rief da ein anderer, ein alter, auf einen langen Stab sich stützender Mann mit langem, wallendem Barte. — „Welch ein Blödsinn! Wann hätte wohl je ein Stern den Himmel verlassen, und wäre auf Erden erschienen? Wir, die wir die Bahnen der Gestirne kennen und berechnen, wir wissen auch, dass sie ewig, unveränderlich, ruhig diese ihnen von Urbeginn an vorgeschriebenen Bahnen wandeln. Glaube mir, o König, ein Schwindler ist's, ein Charlatan, der vor Dir steht, dessen Strahlenkranz sich gewiss leicht auf natürliche Weise erklären lassen wird.“ Noch lauter wurde die Bewegung unter den Umstehenden. „Ein Schwindler!“ „Das ist zu stark!“ „Diese Frechheit!“ „Sich einen Stern zu nennen!“ Der König hob, Ruhe gebietend, seinen Scepter; prüfend, sinnend ruhte sein Blick noch immer auf der edlen

Gestalt des Jünglings, dessen lichte Schönheit durch den funkelnden Strahlenkranz noch gehoben, einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. „Und womit vermöchtest Du Deine Behauptung zu beweisen?“ — fragte er endlich. „Ich verstehe die Sprache des Waldes, das Duften der Blumen, das Rauschen der Wellen, das Wehen der Winde. Alle Wunder des Weltalls, des Himmels und der Erde vermag ich Dir, o König, und allen Menschen zu offenbaren, zu deuten und zu erklären.“ „Grosses nimmst Du auf Dich, Fremdling,“ — entgegnete der Fürst, dessen Auge mit immer noch anwachsendem Wohlgefallen auf dem Sterne ruhte, — „doch es sei: ich will Dir glauben. Hüte Dich aber, wenn Du mein Vertrauen getäuscht! Du bleibst also bei mir an meinem Hofe, und heute noch sollst Du mir auf einiges Rede und Antwort stehen.“ Und der Stern blieb am Hofe des Königs, er offenbarte ihm und den Menschen die Wunder des Weltalls, die sich ihm enthüllt, und mit jedem Tage fast wuchs sein Einfluss auf die Herzen der Menschen. Auch vermochte er es durch seine Worte die Herzen und Seelen derselben auf gar wunderbare Weise zu rühren und zu bewegen, ihre Augen bald hell aufstrahlen, bald in feuchtem Glanze erschimmern, ihre Herzen bald vor überquellender Begeisterung hochanschwellen, bald in geheimnissvollem Schauer erbeben zu lassen. Zuweilen liefen seinen Zuhörern die hellen Thränen die

Wangen herab, dann wieder jauchzten sie laut auf vor eitel Glück und Seligkeit. Besser, edler und vollkommener fühlten sich alle in seiner Gegenwart, und wenn er hochaufgerichtet, begeisterten Blickes, den weithin leuchtenden, hellfunkelnden Strahlenkranz auf den wallenden Locken in lichter, überirdischer Schönheit dastand, fühlten sich aller Seelen gleichfalls hoch über alles irdische erhoben. Der alte König schien ganz und gar bezaubert von dem wunderbaren Fremdling, denn er that und unternahm nichts, ohne sich vorher mit demselben zu berathen. Auch gab ihm der Erfolg Recht: noch nie war das Reich in so blühendem Zustande gewesen, wie gerade jetzt; Frieden, Ordnung und Wohlstand herrschte überall; alles, was der König auf Anrathen seines jungen Vertrauten unternahm, gelang über alles Erwarten. War es da ein Wunder, dass der Fürst den Stern mit Ehren und Auszeichnungen aller Art überhäufte, dass die Bedeutung und das Ansehen desselben mit jedem Tage noch stieg? Ja, es kam damals sogar die Sitte auf vom Strahlenkranz des Sternes Nachbildungen in Gold oder Silber zu verfertigen, und mit solchen Nachbildungen dann diejenigen, die sich irgend welcher besonderen Verdienste um Land und Herrscher rühmen konnten, zu belohnen. Auch hiess es, dass der König dem Stern seine einzige Tochter zur Frau geben wolle, und der Prinzessin schien der schöne Sternenjüngling

schon längst nicht mehr gleichgültig. Doch wie überall, so fanden sich auch hier Neider und missgünstige Seelen, die dem Stern sein Ansehen und die Gunst des Königs nicht gönnten: Da waren es vor allem die alten Adelsgeschlechter des Reiches, deren Stolz sich dagegen aufbäumte einen „Emporkömmling“, einen „Abenteurer“, von dem man nicht einmal Stand noch Herkunft genau wusste, die Stelle einnehmen zu sehen, die von Rechtswegen ihnen gebührte. Und auch viele der jungen Ritter und Edelleute des Hofes, deren Bewerbungen die Prinzessin abgelehnt, vereinigten sich in tödtlichem Hasse gegen den glücklichen Nebenbuhler, dem die Gunst der Prinzessin so ungesucht und mühelos in den Schoss fiel, während sie in unzähligen Turnieren ihr Leben für ein kleines Zeichen dieser Gunst gewagt. Nicht am wenigsten waren es auch noch die Gelehrten und Poeten des Hofes, die all ihr Wissen und Können und sich selbst verdunkelt und zurückgesetzt sahen, und deshalb einen unauslöschlichen Groll gegen den „Schwindler“, den „Charlatan“ im Herzen hegten, während der fanatische Clerus den „Ketzer“, den „Gotteslästerer“ mit allen Strafen der Hölle schreckte und bedrohte. So wenig sich all diese Partheien sonst auch verstanden, so geringschätzig sie auch sonst einer auf den anderen geblickt, im Hasse gegen den Stern fanden sie sich aber, und Neid, Missgunst und Eifersucht liess sie weder Mittel noch Wege

scheuen den verhassten Gegner zu stürzen; doch waren bis jetzt all ihre Bemühungen an dem unerschütterlichen Vertrauen und dem Wohlwollen, das der König seinem jungen Günstling geschenkt, gescheitert. Da begab es sich einst, dass eine mächtige Zauberin im Reiche erschien; Voluptas wurde sie genannt, und war eben so schön als grausam und unbarmherzig, ja man raunte sich zu, dass sie gleich den Vampyren den von ihr bezauberten das Blut bis auf das letzte Tröpfchen aussauge. Mit jedem Tage breitete sich ihre Macht immer mehr und mehr aus, denn gar geschickt verstand die schöne Voluptas ihre Netze auszustellen, und bald konnte sich die Circe unzähliger Opfer, die ihren Zauberkünsten erlegen, rühmen. Schrecken und Entsetzen verbreitete sich im Lande; mit Kummer und Sorgen sah der König die Blüthe seines Reiches der Macht der Zauberin unterliegen. Was half's, dass er eine fürstliche Belohnung demjenigen verhiess, der ihm die Unholdin todt oder lebend überliefern würde; von all denen, die auszogen sie zu fangen, kehrte keiner wieder. Sie alle waren von ihr gefangen worden, und verzweifelt sann der König Tag und Nacht, wie dem Unheil zu wehren. Vergebens drohte er nun denjenigen mit Acht und Bann, die von der wunderbaren Schönheit Voluptas angelockt, bei ihr verkehrten; der verderbliche, mächtige Zauber erwies sich stärker als alle Acht- und Bannerklärungen des Königs. Da

wandte sich der Fürst in seiner Verzweiflung an den Stern: ihm, der durch seine Worte eine so wunderbare Macht auf die Seelen der Menschen ausübe, ihm würde es wohl auch gelingen den Zauber der Circe durch den seinigen zu brechen, und sie wenn auch nicht zur Befreiung, so doch zum Auslösen ihrer Opfer zu bewegen; am Lösegeld wolle er, der König nicht sparen, freigebig solle der Stern ihr alles zusagen, was sie verlange, und ihm, dem Sterne werde er zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet sein, und noch an demselben Tage, da der Stern als Sieger heimkehren würde, solle seine Vermählung mit der Prinzessin gefeiert werden. Voll Selbstvertrauen und guten Muthes zog der Stern aus. Warum sollte es ihm auch nicht gelingen? Er war sich der wunderbaren Macht, die er auf die Gemüther der Menschen ausübte, voll bewusst; freilich Voluptas war eine mächtige Zauberin . . . Nun Zauber gegen Zauber; mochten schwache, sterbliche Menschen auch dem ihrigen unterliegen, er, der himmlische Stern würde denselben schon brechen, und sie unter den seinigen zwingen. Und kehrte er triumphirend als Sieger heim . . . Ehrgeizige Träume waren ihm fremd; er hatte nie die Gunst des Königs gesucht, noch um dieselbe gebuhlt. Was machte er sich aus der Königskrone? Was war sie ihm gegen seinen Strahlenkranz, der ihn hoch über alle Herrscher der Welt erhob? Doch sie gewinnen . . . Eine Frauengestalt

erstand vor seinem geistigen Auge so hold, so rein, so schön, wie er nie zuvor ein Menschengebilde erschaut Der Stern war am Ziele: in märchenhafter Pracht erhob sich das Zauberschloss vor ihm; weit waren die Thore geöffnet, siegesgewiss trat er ein. Die prächtig geschmückte Vorhalle durchschreitend, vernahm er in weiter Ferne eine gar liebliche Musik, wie zauberische Äolsharfontöne, und süßere, betäubender Blumenduft erfüllte rings die Luft. Gaukelnde, zarte, schattenhafte Wesen, die sich in Nichts auflösten, sobald er nach ihnen griff, umflatterten ihn von allen Seiten, ihn bald hierher, bald dorthin lockend. So durchirrte er mehrere Hallen, die eine immer herrlicher als die andere. Hier umschwebten ihn verführerische Frauen in lockendem bald leichtem, anmuthigem; bald feurig hinreissendem Tanze; dort sah er lange Reihen mit den seltensten und kostbarsten Gerichten besetzter Tafeln; da wurde gelacht, und geschmaust, und gezecht; anmuthige Mädchengestalten bedienten die Schmausenden, geschäftig hin und her eilend. Eine ganze Schaar der reizenden Heben umringte ihn: die eine bot ihm mit schmachtemdem Augenaufschlag einen Korb der schönsten und seltensten Früchte; die andere, ihm feurige Blicke zuwerfend, eine Schaale perlenden Weines; eine dritte zeigte ihm mit verführerischem Lächeln Würfel, die sie in der Hand hielt. Umsonst wandte der Stern sich ab, umsonst

versuchte er den Schönen zu entrinnen, immer enger umringten sie ihn, immer verführerischer wurde ihr Lächeln, immer sinnverwirrender ihre Blicke. Dazu immerfort die bald leise verhallenden, bald lauter anschwellenden Äolsharfeentöne, der leise, süsse Blumenduft, der sich betäubend auf seine Sinne legte, und ehe der Stern es nur wusste, hatte er von den Früchten gekostet, vom Weine genippt. Kaum hatte er aber vom Zaubertrank genossen, so fühlte er auch jede Erinnerung an das, was ihn hergeführt, und was er hier gewollt, entschwinden, und eine gewaltige Sehnsucht, ein gewaltiges Verlangen die schöne Voluptas, die mächtige Herrin all dieser zauberhaften Pracht und Herrlichkeit von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ergriff ihn. Nur von diesem Verlangen erfüllt, stürmte er vorwärts, kaum mehr wissend, wohin — da, plötzlich, stockte sein Fuss: er war in eine weite, kuppelförmige Halle getreten die, ganz von rosigem Licht erfüllt, einen zauberhaften Anblick bot; unsichtbare, verlockende Sirenengesänge ertönten; auf einem reich und prächtig geschmückten Lager, das dicht von üppig wachsenden, farbenglühenden, berauschend süß duftenden Blumen umgeben war, ruhte ein Weib von einer so zauberischen, sinnverwirrenden Schönheit, dass der Stern, wie erstarrt, stehen blieb. Wie magnetisch von ihren Blicken angezogen, wankt er dann näher, unwillkürlich sinkt er vor ihrem Lager in die Kniee; leicht

erhebt sie die herrlichen Arme; „Komm!“ — locken ihre Blicke, „Komm!“ — lockt ihr Lächeln; ein Etwas noch hält den Stern zurück.... Sein Strahlenkranz.... Mit einem raschen Griff reisst er denselben vom Haupte.... der Strahlenkranz fällt zu Boden.... Noch berauscher duften die Blumen, noch verlockender ertönt der Sirenengesang, noch berückender locken die Blicke, das Lächeln der Zauberin — und der Stern sinkt in ihre Arme, ihre Lippen neigen sich auf die seinen, er verliert alles Bewusstsein.... Wie lange er in diesem Rausch, diesem Taumel verblieben, wusste der Stern nicht mehr. Jäh war er aus demselben erwacht, übersättigt von Leidenschaft und Genuss. All die ihn umgebende Pracht und Herrlichkeit, all die verlockendsten Genüsse, ja selbst Voluptas in all ihrer berückenden, sinnverwirrenden Schönheit, ihre Liebkosungen, ihre Küsse, die ihn in diesen Rausch versetzt, erfüllten ihn jetzt nur mit unsäglichem Widerwillen. Wie gern, wie gern wäre er aus dem Zauberschloss entwichen, doch fand er keinen Ausgang. Die Thore, die weitgeöffnet ihn eingelassen, schienen nun spurlos verschwunden, oder es äffte ihn wohl auch ein böser Zauber: oft glaubte er in der Ferne eines dieser Thore zu sehen, eilte er darauf los, so war es spurlos fort. Einst, als er von immer noch anwachsendem Widerwillen und Ueberdruss erfüllt, im Begriff stand das Gemach der Zauberin zu verlassen,

fiel sein Blick auf einen unbeachtet daliegenden Gegenstand am Boden, der ihn stutzig machte; eine Erinnerung tauchte plötzlich in ihm auf, erst dunkel und verworren, dann etwas deutlicher: sein Strahlenkranz, den er damals achtlos zu Boden fallen gelassen. Hastig hob er denselben auf, und verliess das Gemach. In trübes Sinnen versunken liess er nun seine Blicke auf dem Kranze ruhen: ein unscheinbar dunkler Ring war es jetzt, den er in Händen hielt; wo war sein Leuchten, sein Funkeln geblieben! Oh, dass er ihn damals abgeworfen, anders stände es jetzt um ihn! Bittere, heisse Thränen fielen aus seinen Augen auf den Kranz, und eine heisse, brennende Sehnsucht nach der Vergangenheit stieg in seinem Innern auf. Doch, was war das? Aeffte ihn wohl wieder ein Zauber? Nein, er täuschte sich nicht: die Stelle, auf die seine Thränen gefallen, erschimmerte leicht in etwas hellerer Färbung. Eine Hoffnung stieg in ihm plötzlich auf, ein Gedanke, der ihn schwindeln machte; wäre es wirklich möglich, dass Er konnte es nicht ausdenken Er hatte sich nun wieder den Kranz aufgesetzt, und ging in höchster Erregung im Zauber Garten auf und ab. Da blieb er plötzlich stehen: vor ihm schlängelte sich ein schmaler Fussweg, den er sonst nie bemerkt, noch beachtet. „Gehe diesen Weg,“ — sagte etwas in ihm — „wohl ist er schmal und beschwerlich, allein er führt hinaus zur Freiheit!“

„Hinaus, zur Freiheit!“ — wiederholte er halblaut, den Weg einschlagend. Rüstig schritt er zuerst vorwärts, doch bald musste er stehen bleiben, denn der Weg, der immer schmaler und enger geworden war, schien plötzlich spurlos verschwunden. Doch nein, dort tauchte er wieder auf, und von neuem eilte der Flüchtling vorwärts. Bald blieb er jedoch wieder stehen, ein tiefer Abgrund gähnte zu seinen Füßen, und nur ein schmaler, schwankender Steg führte über denselben. Hinter ihm ertönten nun auch lockend die Sirenen gesänge des Zauberschlosses, immer lauter, lauter Der Stern fuhr auf; ohne Zögern betrat er nun den Steg, lieber im Abgrund zerschellen, als zurück, und leise, klagend verhallten die Töne in der Ferne. Und immer beschwerlicher, immer gefahrvoller wurde der Weg; immer neue Schwierigkeiten fand er auf demselben; jetzt waren es endlose Dornenhecken, durch die er sich durchwinden musste, doch rastlos ging es immer vorwärts, sah doch der Stern jetzt den Ausgang, wenn auch noch in der Ferne, deutlich vor sich und dieses Mal war es keine Täuschung, dieses Mal kam er demselben immer näher und näher, und bis auf's Aeusserste erschöpft, mit zerfetzten Kleidern und blutigen Händen und Füßen war er endlich am Ziele, war er frei! Jetzt vorwärts, nur vorwärts! Doch wohin? Konnte er wirklich dem greisen Herrscher, dessen Vertrauen er so wenig gerechtfertigt, konnte er ihr ihr, der Reinen,


Makellosen sich wieder nahen? Doch vielleicht
Wenn er ihr seine Schuld gestanden Doch
auch seine Reue Und seine unwandelbare Liebe,
denn nur seine Sinne waren dem Zauber Voluptas
unterlegen, sein Herz und seine Seele nicht
Würde sie ihm verzeihen? Er war zurück-
gekehrt; seinen Feinden und Gegnern gelang es
selbstverständlich jetzt leicht den König zu bewegen
am „Verräther an Land und Herrscher“ strenges Ge-
richt zu üben. Auch fiel es ihnen nun nicht schwer
vor dem Fürsten den „Schwindler“ und „Charlatan“,
den „Ketzer“ und „Gottesleugner“ blozustellen, da
der Stern mit dem Leuchten des Strahlenkranzes
auch seine Macht über die Herzen der Menschen
eingebüsst hatte. Der Todesstrafe wurde er für
schuldig erklärt, doch wurde dieselbe vom Fürsten
zur grossen Unzufriedenheit der Feinde des Sternes
in lebenslängliche Verbannung gemildert. Eine letzte
Bitte, eine letzte Gnade hat der König nun noch
seinem ehemaligen Günstling gewährt: ein Wieder-
sehen mit der Prinzessin. Auf den Knien gesteht
er der Geliebten seine Verirrung, seine Reue, seine
Liebe Er gesteht seine Vermessenheit ein, ihr
noch jetzt von Liebe zu reden, doch wenn sie ihm
verzeihen, wenn sie ohne Hass und Groll an ihn
zurückdenken könne Ein Licht-, ein Sonnen-
strahl wäre ihm dieser Gedanke in der Verbannung,
für sein ganzes, nun so ödes, dunkles Leben. Kaum

hört die Prinzessin auf seine Worte; mit starren, entsetzten Blicken schaut sie auf den schwach und trübe schimmernden Ring, der das Haupt des Sternes umgiebt. Ist das wirklich der Strahlenkranz, dessen Leuchten und Funkeln sie noch vor kurzem mit solcher Bewunderung erfüllt? Ach, mit diesem Leuchten und Funkeln ist auch der Zauber, den er auf ihre Seele ausgeübt, dahin, und mit diesem Zauber auch ihre Liebe!.... Er ist ihr nicht mehr der himmlische Stern, den sie bewundert, für den sie sich begeistert, dem sie stolz gewesen wäre anzugehören; schwach, wie einen Staubgeborenen findet sie ihn, ja tausendmal erbärmlicher noch, da er seines himmlischen Abzeichens, seines Strahlenkranzes so gar nicht geachtet, und schweigend wendet sie sich von ihm.... Wankenden Schrittes, Verzweiflung im Herzen, verlässt der Stern die Stadt, in der sich ihm des Erdenlebens Lust und Leid enthüllt. Verzweiflung im Herzen, wendet er seinen Blick, der bis jetzt unverwandt auf der am Horizonte im nächtlichen Dunkel verschwindenden Stadt geruht, nun hinauf zum tiefblauen, mit unzähligen Sternen besäeten Nachthimmel. Die Sterne, seine himmlischen Kameraden.... Wie fried- und weihvoll sie herunterblicken.... Und dort der Mond in seiner goldenen Pracht, still, ruhig, voll himmlischen Friedens wandelt er seine Bahn dahin.... Eine wilde, verzweifelte Sehnsucht nach diesem Frieden,

den er in seiner thörichten Verblendung einst verschmäht und geschmäht, eine Sehnsucht nach seiner himmlischen Heimath, die ihm nun so fern, so fern, erfasst den Stern mit Allgewalt. Oh, wer sich hinaufschwingen könnte in all diese Ruhe, diese Klarheit, diesen Frieden hinein! Und mit inbrünstigem Flehen blickt der Stern zum Monde empor; eine leichte Wolke hat dessen Antlitz verhüllt, und: „Vergebens!“ — scheint er zu sagen — „Dein Strahlenkranz, Du hast seiner nicht geachtet, und ohne denselben ist Dir die Rückkehr versagt“ Ruhelos, friedlos irrt der Stern seitdem auf Erden umher, sich, wie es ihm der Mond vorausgesagt, in heisser Sehnsucht nach seiner himmlischen Heimath verzehrend. Doch ob ihm die Menschen auch meist verkennen, er, der nun des Erdenlebens Lust und Leid erfahren, ist ihnen näher getreten, denn je, und sucht ihnen ihr Leben, ihr Glück und ihr Leid mit himmlischem Lichte zu verklären. Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort wandert er, bei Hoch und Niedrig, bei Reich und Arm, Alt und Jung einkehrend, und aller Herzen zu erheben und zu erleuchten trachtend. Alles, was ewig wahr, gut und schön will er den Menschen nah bringen; alle Schönheiten der Erde und des Erdenlebens enthüllt er ihnen, doch sucht er auch ihre Seelen zur Ewigkeit zu erheben, und lehrt die Menschheit über dem irdischen des göttlichen nicht vergessen. Wohl

sieht er sich oft von den Menschen verkannt: so manche lachen und spötteln über den „Phantasten“, den „Weltverbesserer“; gar viele zetern und schreien über den „Schwindler“, den „Charlatan“, die meisten jedoch, lassen sich gern von ihm unterhalten, auch vernehmen sie entzückt sein Lob der Schönheiten dieser Erde, doch schwingt er sich über das irdische empor, so wenden sie sich bald gelangweilt ab. Nicht leicht fällt es nun dem Stern Einfluss auf die Gemüther zu gewinnen, den er mit dem Leuchten seines Strahlenkranzes eingeüsst; doch ist es ihm hier und da gelungen, sieht er eine grössere oder kleinere Zahl begeisterter, hingerissener Zuhörer um sich geschaart; ja ist es ihm gelungen auch nur ein Menschenherz mit Andacht, Begeisterung oder Frieden zu erfüllen, auch nur einen Glücklichen weich und milde zu stimmen, auch nur einen Unglücklichen durch Thränen hoffnungsfreudig lächeln zu lassen, dann flammt sein Strahlenkranz von neuem immer heller und heller auf, und mit seinem Funkeln und Leuchten wächst auch wieder der Einfluss des Sternes auf die Menschen. Mit Bewunderung und Ehrfurcht blicken sie dann wohl zu ihm auf; und immer hoffnungsfreudiger wird es dann im Herzen des Sternes, denn funkelt und leuchtet sein Strahlenkranz einst wieder in altem Glanze — so darf er sich wieder aufschwingen zur himmlischen Heimath; und voll Zuversicht und heiliger Begeisterung wandelt und wirkt er auf Erden fort und fort.





Drei mal im Leben.

Im Salon des reichen und in den musikalischen Kreisen der Residenz tonangebenden Grafen N., der als Dilettant-Componist in diesen Kreisen bekannt und beliebt, hat sich heute eine äusserst zahlreiche und elegante Gesellschaft eingefunden: Damen in reichen, kostbaren Toiletten, die jüngeren in duftigem Blumen-, die älteren in blitzendem Juwelschmuck; Herren, Civil und Militär, elegante Salonererscheinungen mit oder ohne Ordensdekorationen. In ungezwungenem Durcheinander wogt, schwebt, glänzt und rauscht es durch den geräumigen Saal. Hier ein mehr oder minder herzliches Begrüssen sich beegnender, bekannter Elemente; dort lebhaftes Debatten über den zu erwartenden Kunstgenuss; ab und zu ein das allgemeines Stimmengewirr unterbrechendes helles Auflachen über irgend ein gelungenes Bonmot, doch überall, auf aller Zügen, in aller Mienen, aller Augen gespannteste Erwartung,

denn Victor ***, der junge Virtuose aus der Provinz, der mit seinem ersten Auftreten in der Residenz so ungeheures Aufsehen erregt, dessen Ruf von Tag zu Tag mit fast unheimlicher Schnelligkeit steigt, der bei solcher Weiterentwicklung einer der glänzendsten Sterne am Himmel der Kunst zu werden, wenn nicht alle anderen binnen kurzem zu überstrahlen verspricht, soll heute hier spielen. Erwartungsvoll richten sich aller Augen immer und immer wieder nach der Thür; ein erregtes Geflüster, das aber sofort einer fast lautlosen Stille weicht, geht durch den Saal und der Erwartete, eine schlanke, feine Jünglingsgestalt, mit einem blassen, feinen, nicht im mindesten schön oder auch nur hübsch zu nennenden Gesichte, dem aber ein paar grosser, dunkler, schwermüthig träumerisch blickender Augen einen gar eigenen Reiz verleihen, tritt ein. Zuvorkommend geht ihm der Hausherr, ein ältlicher, corpulenter, jedoch den Eindruck eines vollendeten Cavaliers machender Herr, entgegen, dem jungen Künstler seine Frau, seine älteste Tochter, wie auch die übrigen Anwesenden, die sich um den Virtuosen schaaren, vorstellend. Die Gesellschaft nimmt Platz; Thee, Erfrischungen werden servirt; von neuem herrscht ein ungezwungenes Durcheinander von Stimmen im eleganten, hell erleuchteten Salon; das lacht, das plaudert, das scherzt, das witzelt; überall blitzende Augen, lächelnde Lippen, strahlende Mienen. Der junge

Held des Abends wird von der Tochter des Hauses, einem bildhübschen, etwa neunzehnjährigen Mädchen, so wie einem Kreis Verehrerinnen seines hell aufstrahlenden Talents unterhalten, doch scheint er sich noch recht als Fremdling auf dem glatten Boden des Parkets zu fühlen: er ist zurückhaltend, still, leicht aus der Fassung zu bringen; kaum wagt er es unter all den auf ihn gerichteten schönen, bewundernden, schmachtenden, blitzenden Augen die seinigen zu erheben; thut er es zufällig flüchtig, so senkt er sie aber sofort wieder, wie geblendet, verwirrt durch so viel Schönheit und Anmuth, zu Boden, was aber die Eigenthümerinnen all dieser Schönheit und Anmuth durchaus nicht hindert den jungen Künstler trotz, oder vielmehr, wegen dieser Schüchternheit und Zurückhaltung „entzückend“, „reizend“, „ganz allerliebste“ zu finden. Da tritt der Hausherr von neuem auf seinen jungen Gast zu; mit verbindlicher Miene richtet er einige Worte an ihn. Bereitwillig erhebt sich derselbe sofort, und folgt seinem Wirthe zum prachtvollen Concertflügel, der, schon geöffnet, seines Meisters harret. Eine allgemeine Bewegung entsteht; alles drängt und scharft sich um das Instrument; von neuem geht ein allgemeines Flüstern durch den Saal, dann Todtenstille. Aller Augen sind auf den jungen Mann gerichtet, der am Flügel Platz genommen, und nun, wie geistesabwesend, seine Blicke durch die Versammlung schweifen lässt. Er hebt

die Hände — ein voller, markiger Akkord, noch einer, dann wogen die Töne durcheinander. Irgend ein glänzendes Virtuosenstück ist's, das er zum Besten giebt, bestimmt die unfehlbare Technik und die ganze Bravour des Vortragenden im hellsten Licht zu zeigen: das perlt und rollt, das funkelt und sprüht, das rauscht und braust, bald ein wild brandendes Meer, bald ein zauberisches Aeolsharfengesäusel, bald ein blendend aufsteigendes Brillantfeuerwerk von Tönen, das die Zuhörer in athemlosester Spannung der grossartigen Leistung folgen lässt. Rasender, nicht endenwollender Beifall, enthusiastische Zurufe des entzückten Publikums lohnen dem jungen Künstler; dankend muss er sich immer und immer wieder verneigen; in hellem Triumph leuchten seine Augen, als er nun wieder am Flügel Platz nehmend, und zerstreut in die Tasten greifend, seine Blicke von neuem durch die Versammlung, die sich noch dichter um das Instrument gedrängt, schweifen lässt. Ueberall begegnet er erwartungsvoll gespannten Zügen, in bewundernder Extase blitzenden Augen, bis auf's äusserste erregten Mienen. Da — sein Blick streift plötzlich eine zarte, graciöse Mädchengestalt, ein süsses Gesichtchen mit feinen, durchgeistigten Zügen; von einer leichten Röthe der Erregung bedeckt hat es sich, wie fragend zu ihm erhoben, wie fragend sind die rosigen Lippen leicht geöffnet, und eine stumme aber deutliche Frage liest er in den grossen,

klaren, voll und unverwandt auf ihn gerichteten Augen: „Wohl hast du uns hingerissen durch deine staunenswerthe, grossartige Leistung, doch ist das, was du uns geboten, der Inhalt deiner ganzen Kunst? Ist es das Beste, was du hinzugeben im Stande bist? Ist das der göttliche Strahl, der dich berührt, der göttliche Funke, der in dich gelegt, und den der Menschheit mitzuthemen du vor allen berufen bist?“ Und nun steigt ein ebenso stummes und doch be-redtes Flehen in den reinen, klaren Augen auf: „Oh, verschliess dich nicht, gieb dich voll und ganz! Blende nicht nur unsere Sinne, erwärme nun auch unsere Herzen, erhebe unsere Seelen, und überfluthe uns mit dem himmlischen Licht, das dein Inneres erfüllt!“ Voll tauchen sich auch die Blicke des jungen Künstlers in die flehend zu ihm erhobenen des Mädchens, eine seltsame, ganz eigene Bewegung ergreift ihn, und fast willenlos giebt er sich derselben hin. „Ja, ich will's thun;“ — sagt sein Blick — „alles was mein Inneres, meine ganze Seele erfüllt und bewegt, will ich enthüllen; zwar wird mich wohl schwerlich jemand verstehen, vielleicht auch du nicht, du holdes, süs-ses Kind, wie solltest du es auch, wie sollte deine reine Seele auch im Stande sein all das Kämpfen, Ringen, Streiten in mir zu verstehen und zu deuten, vermag ich es doch selbst nicht einmal, weiss ich doch selbst nicht, ob das, was in mir lebt und webt, von göttlichem Leben

oder dämonischer Macht erfüllt und durchdrungen ...“ Von neuem wogen und fluthen die Töne durch das Gemach: schwankende, irrende Gänge, ungestüm drängende, fragende Akkorde — und nun ertönt weich, rührend, innig, eine einfach getragene Melodie, eine jener schwermüthigen Volksweisen, die nur den slavischen Stämmen eigen, so primitiv einfach, und doch so herzergreifend in ihrer Einfachheit, eine jener Klagen über das grausam unbarmherzige Schicksal, das den armen Waisenknaben in die Fremde, unter fremde, mitleidslose Seelen versetzt, und die frisch keimenden, aufblühenden Hoffnungen und Wünsche des jugendlichen Herzens mit rauher Hand knickt, und erbarmungslos dahinwelken lässt. Der Spieler sucht die grossen, sprechenden Mädchenaugen: wie vorhin ruhen sie voll auf ihm, Mitleid, tiefes, inniges Mitleid spricht aus ihnen. Wilder, erregter schwellen die Töne an, wie hilfesuchend wogen sie hin und her; dazwischen tritt ein kurzes Motiv auf, wie der Angstruf einer Seele, die einen Ausweg aus all dem sie überströmenden Wirrsal sucht und doch nicht findet. Immer wilder, immer stürmischer wird das Wogen, immer angstvoller der Hilferuf, immer banger, immer erschreckter blicken die klaren, auf den Spieler gerichteten Augen. Zwar versteht das Mädchen den immer gewaltiger, immer verderblicher anschwellenden Sturm, der die immer vereinzelter und schwächer auftauchenden Klagerufe

zuletzt ganz übertönt, nicht, doch fühlt und ahnt es, dass der jungen, irrrenden und ringenden Menschenseele da vor ihm Gefahr droht, dass finstere, mächtige Gewalten dieselbe von allen Seiten bestürmen, Gewalten so finster, so mächtig, dass eine unnennbare Angst die reine, ahnungsvolle Mädchenseele überfällt, und aus dem tiefsten Grunde ihres Herzens steigt ein heisses, inniges Gebet zum Himmel für ihn auf, ihn nicht untergehen zu lassen in diesem Kampf, ihm den Ausweg, den er gesucht, nach dem er gefleht, zu zeigen, ihm die Himmelspforten zu öffnen, ihm einen Einblick in das Allerheiligste mit all seinem Licht, seiner Hoheit und seinem Frieden zu gewähren. Unverwandt ruhen die Blicke des Künstlers in den ihrigen; er sieht das tiefe Mitleid, er sieht die Angst die sie um ihn empfindet, sieht das heisse, innige Flehen ihres Herzens zum Himmel aufsteigen, sieht das süsse Antlitz erblassen, die rosigen Lippen in verhaltenem Schmerz zucken und beben; er fühlt es mit unabweislicher Gewalt: diese reine, unbefleckte Mädchenseele versteht ihn, ist im Stande ihm zu folgen, ihm sein eigenstes Empfinden reiner, besser und lauter wiederzugeben. Und siehe da: das stumme, inbrünstige Gebet des Mädchens scheint erhört; es ist als senke sich hehrer Himmelsfrieden in das wilde, ungestüme, irrende, kämpfende Herz; tiefernte, weiche, weihevollte Töne quellen nun unter den Fingern des Künstlers hervor; immer

weihevoller, immer feierlicher wird der Gesang, immer stiller, immer fried- und weihevoller wird es in seinem Innern. Vor seinem geistigen Auge öffnet sich das Allerheiligste, anbetend glaubt er in den Staub sinken zu müssen vor all dem Glanz göttlicher Gnade und Liebesfülle, die sich ihm nun eröffnet, und in unsagbar heilig ernsten, erhabenen Tönen schwingt sich seine, über alles irdische erhebende Seele in den sich ihm eröffnenden Himmel hinein. . . . Der Künstler hat geendet, wie geistesabwesend erhebt er sich vom Instrument. Erst das Rasen und Toben der in ihrem Enthusiasmus alle Grenzen vergessenden Zuhörer bringt ihn wieder etwas zu sich, und halb mechanisch noch verbeugt er sich dankend nach allen Seiten. Eine Frage brennt ihm auf der Seele: wer ist das junge Mädchen, dessen Seele ihm entgegengefluthet und mit der seinigen so tief mitempfunden, dessen Flehen ihm den so lang, so lang entbehrten Frieden wiedergebracht? Er muss es persönlich kennen lernen, muss mit ihm Wort um Wort, Rede um Rede tauschen, wie jetzt Blick um Blick; in ihrer beseligenden Nähe — ist es ihm — müssten für immer die finsternen Gewalten von seiner Seele weichen, die — oh, er fühlt und weiss es nur zu gut — eine so verhängnisvolle Macht auf dieselbe ausüben. Doch kommt Victor für's erste gar nicht dazu, das ihn so ganz erfüllende Verlangen zu befriedigen; alles drängt, scharft und sammelt sich um ihn, alle wollen ihm

danken, die Hand drücken, ein paar verbindliche Worte wechseln. Sehnsüchtig schweifen die Blicke des jungen Mannes umher, ob sie nicht auch in der Nähe — umsonst: die zarte, fast schwächliche Gestalt, das süsse Gesichtchen, die klaren, sprechenden Augen sind nirgends zu entdecken. Endlich, endlich, eine Ewigkeit dünkt es ihm, ist er befreit von dem dichten, ihn von allen Seiten bestürmenden Menschenknäuel, wie erlöst athmet er auf, rasch tritt er auf den Hausherrn, der sich ihm mit vor Enthusiasmus glühendem Gesicht und ausgestreckten Händen nähert, zu. „Sie würden mich unendlich verbinden,“ — schneidet er dessen stürmische Danksagungen ab — „wenn Sie mich der jungen Dame vorstellen wollten“ Suchend irren dabei seine Blicke durch den Saal. „Der jungen Dame?“ — fragt erstaunt der Hausherr, den Blicken seines Gastes mit den seinigen folgend. „Im matt rosa Kleide Die am oberen Ende des Flügels stand . . . Mit dem goldigen Glorienschein um das reizende Köpfchen“ „Das? Das war ja die kleine G., die einzige Tochter des Fürsten G., wissen Sie? Des Fürsten G., der den schönen Sängerkhor hält. Schade, dass er vor kurzem verweist, er wird es wohl von ganzem Herzen bedauern“ „Und das junge Mädchen?“ „Die Lisa? Ja, das thut mir aber leid, soeben ist sie fort“ „Fort?“ — verstört blickt Victor sein Gegenüber an. „Ja, in's Institut; soeben, das heisst vor vielleicht zehn

Minuten wurde sie mit meiner Sonja, meiner jüngsten Tochter abgeholt. Das heisst, sie hatten schon eigentlich am Nachmittag fort sollen, da die Aufsicht im Institut eine sehr strenge ist, und die Mädchen nur bis zum Nachmittag Urlaub erhalten sollten, allein auf das inständige Flehen der kleinen Lisa, die sich immer ganz vergisst, wenn sie Musik hört, und die, nebenbei gesagt, eine der begabtesten und bevorzugtesten Schülerinnen unseres H., hatte man ihnen gestattet“ Victor hört schon längst nicht mehr auf den, noch immer mit gleicher Zungenfertigkeit fortströmenden Wortschwall seines redseligen Wirthes; er fühlt und empfindet nur eines: sie ist fort, sie, die einzige Seele, die ihm verständnissinnig gefolgt, sie, die er bis jetzt nie gesehen, nie gekannt, und die er doch von frühester Kindheit an gekannt zu haben vermeinte, sie, die Verkörperung seines Schutzengels, seines guten Genius, der ihm den Frieden gebracht, den Frieden, nach dem er gesucht und gerungen Eine klare Mädchenstimme ruft ihn aus seinen Gedanken auf: es ist die älteste Tochter des Hauses, die ihm mit strahlendem Lächeln und leuchtenden Augen die Hand reicht: „Meinen wärmsten, innigsten Dank!“ — versichert sie — „Es war herrlich, wundervoll! War es nicht etwas von Liszt, das Sie spielten?“ Wie ein schriller Misston geht es durch die Brust des Künstlers; ein unaussprechlicher Widerwille erfüllt ihn plötzlich gegen

alles, was ihn umgiebt, gegen diese glänzende, lachende, plaudernde Versammlung, diese leichtlebige, auf der Oberfläche schwimmende, nur nach Aeusserlichkeiten haschende, selbstgefällige Menge. Ein Widerwille ergreift ihn gegen sich selbst, dass er mit allen Kräften seiner Seele nach der Anerkennung dieser Menge, deren Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit er doch klar erkennt, gesucht und ghascht, und doch fühlt er, dass er ohne diese Anerkennung nimmer zu leben vermag, dass er ohne diese Anerkennung verzweifeln, verkommen, untergehen müsste, dass er nach dieser Anerkennung, diesem Beifall streben, ringen würde sein Leben lang. Und trotz des Widerwillens, der ihn erfüllt, der ihn fortdrängt, bleibt er, bleibt und spielt, spielt glänzend, rauschend, meisterhaft; der Beifall steigt, wächst mit jeder Nummer, das hingerissene Publikum ist ausser sich, der Künstler wird gefeiert, ausgezeichnet, bis in den Himmel erhoben. Als er einige Stunden später beifalls- und erfolgestrunken sich zur Ruhe begiebt, kann er sich gestehen, dass er einen Sieg errungen, einen Sieg so glänzend, so bedeutend über alle Vorurtheile, über alles Misstrauen, alle Missgunst, allen Neid, den man ihm anfänglich entgegengebracht, dass mit diesem Abende nun auch sein Ruf in der Residenz unantastbar feststehe. Entflammt, berauscht, hingerissen hatte er die zuerst so zurückhaltende Menge durch seine Kunst. Ein unsagbar stolzes Triumphgefühl

schwellte die Brust des jungen Virtuosen, und Träume immer kühner, immer himmelanstrebender, immer berauscher von Ruhm, Ehre und Glück erfüllten seine Seele, ihm Zeit, Ort und alles um sich her vergessen lassend

* * *

Jahre um Jahre waren verstrichen; Victor *** hatte gehalten, was er versprochen; als Stern erster Grösse leuchtete er nun am Himmel der Kunst, alle anderen überstrahlend und verdunkelnd. Bewundert und gefeiert, wie kaum einer seiner Collegen, hatte er fast die ganze civilisirte und uncivilisirte Welt durchzogen, überall einen Taumel des Enthusiasmus hervorrufend, der fast schon an Wahnsinn streifte. Ein Cyklus von Legenden, eine immer wunderbarer und sagenhafter als die andere, hatte sich an seinen Namen geknüpft. Und nicht nur mit Lorbeeren, Ruhm und Ehren aller Art hatte Fortuna ihren Günstling verschwenderisch überschüttet, auch mit Gold und Silber und unermesslichen Reichthümern, die ihm eine fast fürstliche Lebensweise und die augenblickliche Erfüllung all seiner Gelüste gestatteten. War es nun da ein Wunder, wenn dem so vom Glück begünstigten auch Aphrodite freundlich zulächelte, und sich ihm zuneigte? So manche Blume, die ihm auf seinem Lebenswege entgegengeblüht und geduftet, hatte er gebrochen, so manche Herzen in Lust und Leid, in Sehnsucht, Glück und Eifersucht anschwellen

und höher schlagen lassen, doch gefesselt mit festen, unauflösbaren Banden hatte den flüchtigen Vogel bis jetzt noch keine der schönen Frauen, die es ihm, und denen er es angethan. Vom schönen Geschlecht umringt, verwöhnt, gefeiert, vom Schicksal in jeder Hinsicht begünstigt, mit Gold, Ruhm und Ehren überhäuft schien er der glücklichste der Menschen. Schien er, war er es denn nicht in der That? * Alles, wovon er geträumt, wonach er gestrebt und gerrungen hatte er erreicht, und doch fühlte er sich im tiefsten Grunde seines Herzens unbefriedigt, ja unglücklich. Was quälte ihn denn? War es die Angst, das instinktive Gefühl, dass alles, alles, was er besaß und sich errungen, unbeständig und vergänglich? Dass aller Ruhm, Ehre, Reichthum, die Gunst der Menge ihm über Nacht, wie ein Traumgebilde, entschwinden könne? Und er konnte es alles nicht mehr entbehren, er konnte nicht! Er konnte nicht mehr ohne die Gunst, die Anerkennung der Welt leben, er konnte nicht leben ohne, dass die Menge ihm in enthusiastischem Taumel zujubelte und zujauchzte, diese Menge, von deren Wankelmuth und Unbeständigkeit er Proben genug gesehen, die er deswegen tief verachtete, und um deren Gunst und Beifall er doch buhlte. So sehr sein Künstlerstolz sich auch dagegen bäumte es auszusprechen, im tiefsten Grunde seiner Seele musste er es sich doch eingestehen: ja, er buhlte um diese Gunst der Menge,

er schmeichelte ihren Neigungen, ihren Instinkten, guten und schlechten, und der Erfolg hatte ihn gelehrt, dass es der richtige Weg gewesen das ihm lockende Ziel zu erreichen. Zwar hatten sich auch hier und da Stimmen gegen ihn und seine Richtung erhoben, Stimmen, die es tief beklagten, dass ein so eminent reich und genial beanlagter Künstler sich und seine Kunst so weit erniedrige, und sich zum Diener, ja zum Spielball der Menge mache, dieser Menge, die auch ihm heute „Hosianna!“ und morgen „Kreuzige!“ zurufen würde. Stimmen, die ihm prophezeiten, dass sein Name, wie wenige, zur Unsterblichkeit bestimmt und geweiht, in nicht gar zu langer Zeit vergessen, er selbst bei Lebzeiten noch zu den Todten gehören werde. Ach, das war es ja, diese Furcht vor dem Vergessen, dem Lebendigbegrabenwerden, die den anscheinend im vollsten, hellsten Glück sich sonnenden Künstler so unglücklich, so elend machte. Je höher sein Ruhm, sein Name gestiegen, je mehr er ausgezeichnet, gefeiert, vergöttert wurde, um so höher stieg auch seine Angst, um so schärfer und unablässiger nagte sie an ihm. Um diese innere Pein und das zeitweise dumpf in ihm murrende Künstlergewissen zu übertäuben, hatte er sich seit einiger Zeit in ein bewegtes Leben wilden Taumels und ausgelassener Lust gestürzt, doch vergebens, um so elender, unglücklicher, gepeinigter fühlte er sich dann in den darauf folgenden Momenten

der Ernüchterung. — Es war in Paris; seit einiger Zeit schon weilte Victor in der Hauptstadt Frankreichs, auch hier, wie allenthalben, wahre Stürme der Begeisterung hervorrufend. Alle Welt riss sich um Einlass zu den Concerten des „artiste russe“, wie er von den Parisern schlechtweg bezeichnet wurde; kein Cercle, keine musikalische Matinée oder Soirée in den aristokratischen Salons war ohne die Mitwirkung des gefeierten Virtuosen denkbar. Für heute Abend hatte Victor seinem Landsmanne, dem jungen Grafen A., dem er vor kurzem vorgestellt worden, zugesagt, und wurde nun bei seinem Erscheinen von demselben, der, wie viele seiner Stammes- und Standesgenossen, nicht nur leidenschaftlicher Musikliebhaber, sondern auch ausübend eine recht hohe Stufe erreicht hatte, auf das herzlichste begrüßt. „Willkommen, willkommen!“ — rief der Graf, seinem Gaste schon von weitem beide Hände entgegenreichend — „So ist es mir denn doch vergönnt meinen gefeierten Landsmann, den Stolz unseres Volkes in meinen vier Wänden begrüßen zu dürfen! Kommen Sie, kommen Sie, Victor Petrowitsch, damit ich Sie meiner Frau vorstelle; Sie müssen wissen, dass das Frauchen von jeher ein kleines Faible für Sie gehabt hat; Sie sind, glaube ich, sogar ihre erste Schwärmerei gewesen Da ist sie ja auch Lisa, hier bringe ich Dir einen theuren Gast, Victor Petrowitsch ***.“ Beim Anblick der ihm entgegen-

tretenden, schlanken, eleganten Frauengestalt, und mehr noch beim Nennen des Namens zuckte Victor sichtlich zusammen; fast hörbar begann sein Herz zu schlagen, und eine heisse Blutwelle ergoss sich über sein sonst blasses Gesicht. Wie eine Vision starrte er die vor ihm stehende erst sprachlos an, dann verneigte er sich tief, die ihm gereichte feine Hand an die Lippen führend. „Willkommen bei uns!“ — hörte er eine weiche, etwas dunkel gefärbte Altstimme sagen. — „Ist es doch von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen Sie auch persönlich kennen zu lernen, seit es mir vergönnt worden ist, freilich vor Jahren schon, einmal Ihr Spiel bewundern zu dürfen. Der Eindruck, den dasselbe damals auf mich gemacht, ist ein unauslöschlicher geblieben.“ Wie trunken sah ihr Victor in's liebe Antlitz, wie trunken lauschte er der süßen, melodischen Stimme. Ja, das war sie, der sein ganzes Sein und Wesen entgegenstrebte, deren Seele auch ihm schon damals entgegengefluthet, sie, die er damals, trotz aller Versuche sie aufzufinden, nicht mehr wiedergesehen, da sein damaliger Aufenthalt in der Residenz ein zu kurzer gewesen, und anderweitige Verpflichtungen ihn nur zu bald in Anspruch genommen als, dass er ihrer Spur folgen gekonnt. Ja, das war sie, die Verkörperung seines guten Genius; wie oft war sie ihm nicht seitdem im Wachen und Träumen erschienen, bald bittend, bald ermahmend, bald demüthi-

gend, bald aufrichtend und ermuthigend. Das war sie, fast unverändert, wie sie in seiner Erinnerung gelebt, nur etwas älter, reifer; etwas noch durchgeistigter der Ausdruck des süßen, lieblichen Gesichts. Die Augen, jedoch, waren dieselben: so rein, so klar, so fried- und weihevoll, dass jeden, den diese Augen voll anblickten, ein Gefühl des reinsten, heiligsten Himmelsfriedens überkam. Und wie reiner, heiliger Himmelsfriede legte es sich nun auch weich und erlösend auf sein ungestümes, wild schlagendes Herz. Der Blick ihrer Augen, das Lächeln ihrer Lippen, der Klang ihrer Stimme, ja, ihre blosse Gegenwart nur, auch wenn sie stumm, regungslos, den Blick gesenkt, seinem Spiel lauschend, dasass, erhob Victor über sich selbst, über seine ganze Umgebung, über die ganze Welt. Und reiner, heiliger Himmelsfriede athmete auch aus jedem Ton, den er heute Abend seinem Instrumente entlockte. Wo war aller Kampf, alles Ringen geblieben? Wo alle Lockungen und Versuchungen der dämonischen Mächte, denen er sonst ein nur zu williges Ohr geliehen? Heute konnten sie ihm nichts anhaben, heute war er gegen ihre Macht gefeit, heute fühlte er sich so glücklich, so frei, so über alles irdische erhaben, und so über alles irdische erhaben war auch alles, was er vortrug. Noch nie hatte man ihn so überirdisch schön spielen hören, und seltsam, noch nie auch hatte ihm der Enthusiasmus, der tobende Beifall der entzückten

Zuhörer so kühl, so theilnahmlos gelassen, wie heute, ja er empfand denselben beinahe störend. Was ging ihm denn schliesslich heute diese ganze Menschenmasse an? Hatte er doch wahrlich nicht für sie in Tönen ausgedrückt, was sein ganzes Innere erfüllte; hatte sein Spiel heute doch nur ihr gegolten, ihr ganz allein, deren Seele ihm folgte, mit ihm weinte, jauchzte, irrte, betete; ihr, deren reiner Himmelsblick ihm von neuem Ruhe, Frieden, Klarheit gebracht. Oh, nur immerfort diesen Blick auf sich ruhen fühlen, nur immerfort die beseligende, erlösende Macht ihrer Gegenwart empfinden! Er hätte so sitzen mögen und spielen, spielen ohne Aufhören, und immer erhabener, immer überirdischer flutheten die Töne dahin, immer grossartiger, immer wunderbarer wurden seine Phantasieen; von neuem nach langer, langer Zeit sieht er wieder den Himmel offen, erfüllt von göttlicher Herrlichkeit, von neuem schwingt seine von allem irdischen befreite Seele sich hinein, anbetend vor dem Thron des Allmächtigen niedersinkend Wie von paradiesischem Traum befangen verbringt der Künstler Stunde für Stunde in der beseligenden Nähe Lisa's; als sie beim Abschied ihm mit leuchtenden Augen dankt für all das Herrliche, das er ihr geboten, neigt er sich tief, tief über ihre Hand, und andächtig, wie die einer Heiligen, führt er diese Hand an seine Lippen: „Ihnen, nur Ihnen habe ich zu danken,“ — stammelt

er — „oh, Sie wissen nicht, Sie ahnen nicht, wie viel!“ „Auf Wiedersehen!“ — hört er sie dann sagen. — „Hoffentlich kommen Sie oft, recht oft.“ Und er kam oft, immer öfter und öfter, zuletzt täglich! Wie sollte er auch nicht? Lebte, athmete er doch nur in ihrer Gegenwart, die übrige Zeit glaubte er überhaupt gar nicht zu existiren. Er konnte es gar nicht fassen, wie er alle die Jahre hindurch gelebt ohne sie täglich zu sehen, sie zu sprechen, die ganze Macht ihres Wesens und Lieb-reizes auf sich einwirken zu lassen. Oh, dass er sie damals aus den Augen verloren! Unter ihrem Einfluss, durch die Macht ihrer Seelenreinheit und ihrer echten, wahren Kunstbegeisterung, was wäre da nicht aus ihm geworden! War er doch jetzt schon, während der kurzen Zeit ihres gegenwärtigen Ver-kehrs so ganz, ganz anders geworden, hatten sich doch seine Leistungen auf eine solche Höhe erhoben, dass selbst seine erbittertsten Gegner entwaffnet wurden, und sich zu begeisterten Anhängern seiner Kunst umwandelten, fühlte er selbst doch jetzt einen Schaffensdrang, eine Schaffensfreudigkeit in sich, eine Begeisterung so glühend, so erhaben, wie er sie nie zuvor gekannt und empfunden. Mehr als je be-schäftigte sich Victor jetzt mit Composition, mit unwiderstehlicher Gewalt drängte es ihn jetzt dazu sein eigenstes Fühlen und Empfinden nicht nur in flüchtigen Phantasieen auszudrücken, und eine ganze

Reihe warm empfundener, theils höchst bedeutender Tonwerke entstand in dieser kurzen, seligen Zeit seines Lebens. Und Gräfin Lisa? Auch ihr war es eine gar köstliche, selige Zeit. Als sie damals, kaum dem Kindesalter entwachsen, und doch ihren Altersgenossinnen an geistiger Reife und Entwicklung weit überlegen, Victor zum ersten Mal spielen gehört, war der Eindruck ein gewaltiger, doch seltsam getheilter gewesen. Die blendende Virtuosität und das geniale Spiel des noch im Jünglingsalter stehenden Künstlers hatte sie hingerissen und überwältigt, wie noch nie etwas in ihrem jungen Leben. Dabei hatte sie aber den verhängnissvollen Zwiespalt in seiner Seele instinktiv gefühlt, und tiefes, inniges Mitleid hatte sie überkommen, ein glühender Wunsch, ein heisses Verlangen diese junge, irrende Künstlerseele den Ausweg aus dem sie umbrandenden Meer irdischer Leidenschaften finden zu sehen. Dieser Eindruck hatte sich nicht verwischen lassen, weder durch den Lauf der Jahre, noch durch veränderte Lebensverhältnisse. Mit tiefstem Interesse hatte sie von Jahr zu Jahr den späteren Lebenslauf des Künstlers, mit immer wachsender Bewunderung das Steigen seines Genies und seines Ruhmes verfolgt, und zugleich stieg und wuchs auch in ihrer Seele das heisse Bedauern, dass ein so eminent beanlagter, gottbegnadeter Künstler in innerer Haltlosigkeit und Zerfahrenheit von Jahr zu Jahr immer mehr und

mehr vom rechten Wege abweiche und abirre. Wie glücklich machte nun Lisa die Freundschaft und Zuneigung, die ihr der Künstler so offen und von Herzen entgegnetrug; wie glücklich, wie stolz der Einfluss, den sie auf ihn und sein ganzes Wesen ausübte, wie glücklich der Gedanke ihm etwas bieten und sein zu können, seine Vertraute, seine Freundin bei der er Rath und Zuspruch suchte und auch fand; wie glücklich, wie stolz machte sie nicht die Wandlung im Wesen des Freundes, und voll Verehrung und Bewunderung blickte sie zu ihm, der ihr nun hoch erhaben über allen anderen zu stehen schien, empor! Ein heisser, schwüler Julitag neigte sich seinem Ende zu, die Fenster und Glashüren der Veranda der gräflich A.'schen Villa waren weit in die parkähnlichen Gartenanlagen geöffnet; süsser berauschender Blumenduft strömte durch dieselben aus dem Garten hinein, und berauschend süss dufteten auch die Blumen, mit denen die Veranda, wie ein Garten, geschmückt war. Victor sass am Flügel; er hatte der Freundin sein neuestes Werk gebracht, seine erste Oper: „Adolar und Jolanthe“ hiess sie, und handelte im Mittelalter. Der Held der Oper, Adolar, ein Troubadour aus der Provence, wird an den Hof eines mächtigen nordischen Königs berufen, in dessen junger Gemahlin, Jolanthe, er die schöne Fürstentochter wiedererkennt, die ihn einst auf einem Sängerkampfe gekrönt, und deren lichte, über-

irdische Schönheit einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er bleibt am Hofe König Harald's; die Schönheit und Herzensgüte der Fürstin entfacht die Bewunderung Adolar's zu wahnsinniger, helllodernder Leidenschaft, auch gelingt es ihm endlich die Liebe Jolanthe's, auf die der schöne Sänger und seine Kunst ebenfalls einen tiefen Eindruck gemacht, zu gewinnen. In einer Szene, über die der ganze berückende Zauber der Romantik des Mittelalters ausgegossen scheint, finden sich ihre Herzen; die Liebenden beschliessen zu fliehen, führen ihren Entschluss aus, werden verfolgt, und finden schliesslich einen gemeinsamen Tod in den Wellen eines Stromes, in den sie sich vor ihren Verfolgern in der Hoffnung denselben durchschwimmen zu können, gestürzt. Der Stoff hatte Victor mächtig angezogen und gefesselt; er glaubte in den Charakteren und Situationen der Oper eine Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit, er glaubte in Jolanthe Lisa, in Adolar sich selbst wiederzuerkennen; und je mehr er sich in die Composition vertiefte, je mehr er die Liebe der beiden in begeisterten, zaubergewaltigen Tönen verherrlichte und verklärte, um so mächtiger und gewaltiger wuchs auch das Gefühl in seinem eigenen Herzen. Nicht im geringsten dachte er daran diesem Gefühl, das ihn so süß berauschend, so unaufhaltsam überkommen, zu wehren; mit ganzem Sein und Wesen gab er sich widerstandslos demselben hin. Und jetzt,

wie er am Instrumente sass, wie Schritt für Schritt die Handlung an ihm und seiner gespannt lauschenden Zuhörerin vorüberzog, wie aus jedem Ton, aus jeder Note ihm seine eigene Leidenschaft überwältigend, berauschend entgedrang, da wurde er sich der ganzen Gewalt dieser seiner Leidenschaft erst bewusst, da überströmte sie ihn mit einer Macht, vor der er selbst im tiefsten Innern erbebt; er wusste, er fühlte nur eines, dass er das schöne anmuthige Wesen da neben ihm liebte, bis zum Sterben, bis zum Wahnsinn liebte, dass er nur sie allein geliebt, und lieben würde bis in Ewigkeit. Ganz in die Musik versunken, überwältigt von dem Zauber dieser Töne, mit leuchtenden Augen und verhaltenem Athem den lieblichen Kopf auf beide Hände gestützt, lauschte die Gräfin den Ausführungen des Künstlers; doch auch der Inhalt der Oper hatte sie unwillkürlich mächtig erregt, und instinktiv fühlte auch sie den Zusammenhang zwischen Dichtung und Wirklichkeit. Die lieberfüllten Strophen Adolar's, die leidenschaftsdurchglühten Töne der Musik Victor's, eines in's andere verschmolzen, riefen auch in ihrer Seele eine Fluth von Gefühlen wach, die ohne dass Lisa sich darüber irgend welche klare Rechenschaft zu geben vermochte, sie mit unaussprechlicher, zuvor nie gekannter Seligkeit erfüllten. Victor hatte geendet; schweigend liess er die Hände sinken, schweigend liess er seine Blicke, in denen ein seltsames

Feuer loderte, auf der jungen Frau neben ihm ruhen. Es war, als habe ein gar eigener berauscher Traum die beiden umfassen, als fürchte ein jedes von ihnen durch irgend eine Bewegung, durch irgend einen Laut den süßen Zauber, der auf ihnen lag, zu brechen. Plötzlich zuckte die Gräfin auf: hastig hatte Victor ihre Hand ergriffen, heiss, glühend ruhten seine Blicke auf ihr. „Jolanthe!“ — flüsterte er, sich so tief zu ihr hinabbeugend, dass sein heisser Athem ihre Stirn, ihre Wangen streifte. Lisa fühlte sich von einer unbeschreiblichen Verwirrung ergriffen; unter seinen glühend auf ihr ruhenden Blicken empfand sie nun ein solches Angstgefühl, dass ihr das Herz stehen zu bleiben drohte. Sie wollte sprechen, die Stimme versagte, sie wollte sich erheben, die Glieder versagten ihr den Dienst. Plötzlich fühlte sie sich umfasst, fest und immer fester, fühlte sein Herz wild, stürmisch, laut an dem ihren schlagen, hörte die weiche, einschmeichelnde Stimme in höchster Erregung an ihrem Ohre flüstern: „Jolanthe! . . . Du, das Traumgebilde, das Ideal meines Lebens . . . Du, die ich geliebt vom ersten Blick . . . Und auch Du liebst mich . . . Lägne es, wenn Du es kannst . . . Ja, Du liebst mich, so wahr Deine Seele mir schon damals entgegengestremt . . . So wahr ich dich in meinen Armen erschauern und beben fühle . . .“ Es war alles so plötzlich gekommen, dass Lisa fast besinnungslos alles geduldet, dass sie regungslos,

willen- und gedankenlos es auch jetzt duldeten, dass er, noch kühner geworden, ihr Stirn, Augen, Wangen, Lippen mit wilden, heissen, stürmischen Küssen bedeckte. Doch ebenso plötzlich entwand sie sich nun seinen Armen, und wich lautlos einige Schritte zurück. Leidenschaftlich trat er mit ausgebreiteten Armen auf sie zu; da traf ihn ihr Blick verstört voll so unsäglicher Seelenangst und so ausgesprochenem Schuld- und Schamgefühl, dass er unwillkürlich zaudernd stehen blieb. „Gehen Sie, gehen Sie!“ — kam es fast tonlos über ihre Lippen — „Warum, warum haben Sie es gethan! Vorbei nun alles, alles vorbei!“ „Lisa!“ Liebe, Angst, Schrecken, Vorwurf, alles vereinigte sich in diesem Ausruf. „Vorbei!“ — wiederholte sie kaum hörbar in klagendem Ton. „Lisa!“ — Trotz aller hindurchdringenden Seelenangst lag ein unendlicher Jubel im Ton seiner Stimme, und erregt breitete er von neuem die Arme aus die Geliebte zu umfassen. Doch hoch hatte sie sich nun aufgerichtet, heftig abwehrend die Hände erhoben, ein so flehender Blick traf ihn jetzt, dass er von neuem zaudernd stehen blieb. „Ja,“ — sagte sie, mit sichtlicher Mühe sich zum Sprechen zwingend — „es ist aus, es muss alles aus sein Wir müssen scheiden Wir sind es uns selbst und ihm schuldig Ihm, dessen Namen ich trage, den ich so hoch schätze und achte, dem ich Treue gelobt und sie doch nicht“ Sie schlug die Hände

vor's Gesicht. „Lisa!“ — Ein Verzweiflungsschrei war es; er lag zu ihren Füßen, er fasste den Saum ihres Gewandes, er drückte ihn an seine Lippen — „Verzeihung, sei barmherzig, Lisa! Ich war ein Wahnsinniger, Lisa, vermessen, unzurechnungsfähig war es von mir Aber um Gottes und aller Heiligen willen, Lisa, sei barmherzig! Gehe nicht von mir Wende Dich nicht ab Lass mich nicht wieder allein!“ „Es muss sein!“ — Beugend, klagend kam es über ihre Lippen — „Wir müssen scheiden! Auf immer!“ „Weib, Du weisst nicht, was Du thust!“ — Heiser vor unsäglicher Herzensangst erklang seine Stimme — „Du weisst nicht, was Du auf Deine Seele nimmst! Wenn Du wüsstest, wie öde, wie finster, wie leer es bis jetzt in meinem Innern war, wie ich ruhelos, friedlos, eine Beute dämonischer Mächte umhergeirrt Du, nur Du allein, Deine Gegenwart hat mir Frieden, Licht, Klarheit gebracht, hat mich gegen die Macht der Finsterniss gefeit Gehst Du von mir, bin ich verloren unrettbar verloren Und das wirst Du nicht wollen, wirst mich nicht wieder dem Tode weihen wollen, nachdem Du mich erst zum Leben erweckt Dein Knecht will ich sein, Lisa, Dein Sklave, Dein Werkzeug; nie sollst Du auch nur je einen Laut von mir hören, eine Bewegung von mir sehen, die Dich in irgend einer Weise verletzen könnte Nur lass mich in Deiner Nähe,

entziehe mir Deine Gegenwart nicht Schon dieselbe Luft mit Dir athmen ist Paradieseswonne, schon so im Staube vor Dir liegen, und anbetend Deine Kniee umfassen ist Seligkeit“ Erschöpft barg er sein Antlitz in den Falten ihres Kleides. Regungslos hatte Lisa, von einer Fluth der widersprechendsten Empfindungen bewegt seinem leidenschaftlichen Ergüsse gelauscht: durch das Geständniss seiner Liebe auf den Gipfel des Glückes gehoben, und doch namenlos elend fühlte sie sich bei dem Gedanken diesem Glücke entsagen zu müssen; unaussprechliche Seligkeit schwellte ihr die Brust bei seinem Bekenntniss, was sie ihm alles gewesen, und dabei erfasste sie dumpfe Verzweiflung bei dem Gedanken ihm nichts mehr von all dem sein zu dürfen, da er die Grenzen überschritten, die ihm gezogen; Mitleid, tiefes, inniges Mitleid erfüllte sie zu dem so gebrochen zu ihren Füßen liegenden Manne, und doch fühlte sie trotz des heissen, glühenden Verlangens ihn aufzurichten und zu trösten, dass sie ihm keine, auch nicht die geringste Hoffnung geben dürfe, dass sie sich zurückhaltend, abweisend, kalt zeigen müsse, wo doch jeder Pulsschlag, jeder Athemzug Liebe, tiefe, innige, glühende Liebe zu ihm war „Erheben Sie sich, Victor Petrowitsch,“ — sagte sie in kaum hörbarem Tone, indem sie ihn mit zitternden Händen sanft aufzurichten versuchte, — „erheben Sie sich! Sie sind ein Mann, ein Künstler, ein Gesandter und Ge-

salbter des Herrn! Sie haben andere Aufgaben vor sich als zu den Füßen eines Weibes sich im Staube zu winden Machen Sie sich und mir das Scheiden nicht noch schwerer“ — ihre Stimme brach — „Sie haben Ihre Kunst, die Sie besser zu leiten, zu führen und zu trösten vermag, als ein armes, staubgeborenes Wesen. In ihr, der Himmlischen werden Sie Ruhe, Klarheit, Frieden, Trost und Erlösung finden Und nun Leben Sie wohl Auf ewig!“ Tiefe Stille herrschte ringsum; Victor, der noch immer zusammengebrochen, das Antlitz mit beiden Händen bedeckt, dagelegen, erhob plötzlich das Haupt; verstört blickte er um sich; er war allein; Lisa war verschwunden. Mühsam erhob er sich, wankenden Schrittes, das Haupt gesenkt, verliess auch er nun das Gemach, in dem er Glück, Liebe, Hoffnung, alles verloren.

* * *

Unaufhaltsam schwand die Zeit dahin; Victor hatte die Geliebte nicht wiedergesehen. Von neuem hatte er im früheren wilden Lebenswandel, nur noch toller, noch unbändiger als je vorher, Trost und Vergessenheit gesucht. In wüsten Gelagen flogen Tage und Nächte dahin; unter den ausgelassenen war er immer der ausgelassensten einer. Dann wieder zuweilen, aus dem wütesten Taumel plötzlich auf-fahrend, liess er alles im Stiche, Gelage, Freunde

und die verlockendsten Genüsse; dann schloss er sich auf Tage, ja auf Wochen in sein Stübchen ein, wie der strengste Einsiedler lebend. Zu solchen Zeiten sass er Tage lang bis spät in die Nächte hinein am Instrument, spielte, übte, phantasirte unablässig, fast Speise, Trank und Schlaf darüber vergessend, um sich dann ebenso plötzlich wieder von neuem über Hals und Kopf in den Strudel wildester Lust zu stürzen. Auch hielt es ihn nirgends lange an einem Orte; rastlos, ruhelos schweifte er in der Welt umher, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort wandernd, und überall dasselbe tolle, unberechenbare Leben führend. Nicht spurlos waren all diese Jahre an dem Virtuosen vorüber gezogen: die sinnlose Lebensweise, die er führte, konnte nicht anders als ihn an Leib und Seele ruiniren, und mehr noch als alles andere war es sein immer lauter und lauter murrendes Gewissen, und die wahnsinnige Angst vor dem frühen Vergessenwerden, die ihn vor der Zeit zu einem Schatten seines früheren Selbst, die ihn durch und durch krank, elend und gebrochen machten. Und seine Angst schien nicht unberechtigt, denn, trotzdem er mehr denn je um die Gunst der Menge warb, trotzdem er mehr denn je ihrem veränderlichen, rasch wechselnden Geschmacke, all den Launen und Forderungen der Mode, mochten dieselben auch noch so thöricht, so unsinnig, so geistlos sein, nachkam, schien sein Stern immer mehr

und mehr im Erlöschen. Sein Name besass schon lange die frühere Anziehungskraft nicht mehr; immer öfter und öfter kam es vor, dass er vor nur halbgefüllten Säalen spielte, und gelang es ihm auch durch sein meisterhaftes Spiel die Begeisterung des Publikums zu wecken, so ging es doch wie ein kühler, ernüchternder Hauch durch diese Begeisterung, und immer kühler, immer ernüchternder wurde dieser Hauch mit der Zeit, es war, als könne das Publikum von einem Augenblick zum anderen aus dem Taumel, dem Rausch erwachen, in den es bis jetzt durch die magische Gewalt des Künstlers versetzt gewesen. Victor konnte nicht anders als fühlen, dass er in Gefahr stand die Sympathieen des Publikums, um die er mit allen Kräften seiner Seele rang, zu verlieren, und die Ahnung dieser Gefahr, das instinktive Fühlen des sich schon lange vorbereitenden Umschwunges blieb auch nicht ohne Einfluss auf sein Spiel und Auftreten; es verlieh dem sonst so selbstbewussten, in der klaren Erkenntniss seiner schrankenlosen Macht über die Menge sonst so frei und stolz auftretenden Virtuosen etwas fieberhaft erregtes, etwas reizbar nervöses, das ihm durchaus nicht zum Vortheil gereichte, und die Wirkung seines Spieles wesentlich beeinträchtigte. Dazu kam noch, dass ein paar jüngerer Kräfte, ein paar neuer Sterne am Kunsthimmel aufstiegen, und die wankelmüthige Menge neigte sich nun, ihren bisherigen vergötterten Lieb-

ling vergessend, vor den neu aufsteigenden Gestirnen. Und da kam es einst, fast unerwartet wie für den Künstler, so auch für's Publikum, das Unglaubliche, das Unerhörte geschah: Victor ***, „der König der Virtuosen“, „der Herrscher im Reiche der Töne“, „Victor der Einzige“, „Victor der Sieger“, und wie sonst die Beinamen alle hiessen, ward — ausgezischt Es war in X., dem bevorzugten Badeort der eleganten Welt aller Länder und Nationalitäten. Ein Concert des jungen R. hatte stattgefunden, und der junge Virtuose hatte einen Triumph gefeiert, wie seit Jahr und Tag keiner seiner lebenden Collegen. Auf Händen war er buchstäblich aus dem Concertsaal getragen, mit rasendem Beifall, mit Blumen und Lorbeerspenden überschüttet worden. Dieser Triumph liess dem gleichfalls zu dieser Zeit in X. weilenden Victor keine Ruhe; er wollte dem wetterwendischen Publikum zeigen, dass ihm doch kein anderer gleichkomme, dass er immer noch der König, der Herrscher, der Einzige, der Sieger Drei Tage nach dem Concert des jungen R. fand das seinige statt. Dass sein Auftreten um diese Zeit und an diesem Ort ein ungeheurer Fehlschritt, zeigte sich sofort. Die in letzterer Zeit immer kühneren und häufigeren Angriffe seiner Gegner schienen ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben, auch war das Publikum noch ganz unter dem Bann des soeben erst stattgefundenen Concerts des jungen R., der viel-

leicht nicht einmal ein Viertel der blendenden Technik und brillanten Bravour Victor's besass, abgesehen von dessen souveräner Beherrschung seines Instruments, dafür aber durch die elementare, ursprüngliche Gewalt seines temperament- und schwungvollen Spiels, wie auch durch das Feuer seiner Begeisterung alles unwiderstehlich hinriss, der noch dazu einer Richtung angehörte, die derjenigen Victor's diametral entgegengesetzt war, und der letzteren fast feindlich gegenüberstand. Schliesslich, wie ja oft mancher scheinbar geringfügige Umstand einen fast unbegreiflichen Einfluss auf den Gang der Ereignisse ausübt, erweckte nun auch das Aeussere Victor's, der klein, schwächlich, abgezehrt, krank an Seele und Leib, wie auch sein fieberhaft erregtes, hastig unstätes Wesen im Ganzen wenig Sympathie bei der, in überwiegender Mehrzahl am Concert theilnehmenden, und für die kraftvoll männliche, in voller Jugendblüthe prangende Erscheinung des jungen R. schwärmenden, schönen Welt. Victor tritt auf: vereinzelte, schwache Applaudissements hier und dort. Der Künstler ist todtenblass, einen so kalten Empfang hat er noch nie bisher erlebt; doch Geduld, seine Leistungen werden das Publikum schon erwärmen, werden es zeigen, dass er immer noch der Meister, von dem alle noch lernen können. Er spielt; doch muss er es bald einsehen, dass die Wahl dieser ersten Nummer ein Missgriff: in seinem Bestreben die Gunst

des Publikums um jeden Preis zu gewinnen, hat er eine der neuesten Zeitrichtung entsprechende, in letzter Zeit äusserst beliebte Composition gewählt, die aber mehr leidenschaftliches Feuer und herkulische Kraft als glänzende Politur und innigen Vortrag erfordert; diesen Ansprüchen ist er nicht im Stande vollkommen gerecht zu werden, und matt, kraft- und schwunglos, wenn auch meisterhaft ausgearbeitet erscheint seine Leistung. Mässiger Beifall, der aber mehr dem Namen des höchst beliebten Componisten als dem ausführenden Künstler gilt, ist die Antwort des Publikums. Die Erregung Victor's steigt, doch hofft er auf die folgende, eine seiner bisherigen Glanznummern; eine äusserst brillante Phantasie über eine beliebte Opermelodie ist's, die alle seine Vorzüge in's rechte Licht stellen wird. Doch was früher kaum zu beschreibende Beifallstürme hervorgerufen, heute lässt es das Publikum kühl; ist dasselbe doch all diese tadellosen perlenenden Läufer, diese glänzenden, unendlichen Triller und Cadenzen, diese äusserst wohlklingenden, wenn auch einförmigen Harmonieen, diese höchst dankbaren, wenn auch immer und immer sich wiederholenden Effecte nur zu gewohnt um in besondere Extase zu gerathen, und auch diese wirklich virtuose Leistung lohnt mässiger, zurückhaltender Beifall. Und diese Zurückhaltung, diese Lauheit des Publikums steigt noch mit den folgenden Nummern;

nach einer derselben, einer besonders schwierigen und lärmenden, aber wenig ansprechenden Concert-étude, sind es nur schwache, vereinzelte Applaudissements, die die rings herrschende Stille unterbrechen. Kalter Schweiss tritt auf der Stirn Victor's hervor; die ihn erfasste fieberhafte Erregung steigt bis auf's äusserste. Dunkel wird es ihm vor den Augen, ein heftiger Schwindel, eine plötzlich ihn überkommende Schwäche, die sich in letzter Zeit bei jeder mehr oder weniger heftigen Gemüthsbewegung eingestellt, erfasst ihn. Mechanisch nur greift er noch in die Tasten; was er greift, hört er, weiss er nicht; er weiss nicht, dass er regungslos über die Tasten gebeugt sitzen geblieben, er hört nicht das erst leise, zaghaft, dann etwas lauter sich hören lassende Zischen seiner zahlreich im Concert erschienenen, frohlockenden Gegner und Feinde, nicht die energisch dieses Zischen übertönenden Rufe um Ordnung, um Ruhe des übrigen unpartheiisch sich verhaltenden Publikums; er sieht und hört nicht, wie aus dem Hintergrunde des Saales eine schlanke, in elegante Trauergewänder gehüllte Frauengestalt, die in immer anwachsender Erregung, unaussprechliche Seelenangst im tieferblassten Gesicht, in den grossen, sprechenden Augen, dem Verlauf des Concerts gefolgt war, nun mit angstvollem Rufe: „Hülfe! Rettung! Er stirbt!“ zum Podium eilt. Er fühlt nur einen jähestechenden Schmerz in der Brust, mit einem leisen

Weherufe fährt er mit der Hand nach dem Herzen, eine Blutwelle ergiesst sich ihm plötzlich über die Lippen, und bewusstlos sinkt sein Haupt schwer auf die Tasten. Als der Künstler nach einiger Zeit die Augen wieder aufschlug, sah er in ein, über ihn sich beugendes, vor Angst und Schrecken todtenblasses, ihm nur zu wohlbekanntes Frauenantlitz, in ein paar grosse, thränenenerfüllte, voll Liebe und Hingebung auf ihm ruhende Augen. „Lisa!“ — stammelte er, kaum im Stande die Lippen zu bewegen. — „Engel des Himmels! Dank, Dank!...“ Beschwörend legte sie ihm ihre zitternde Hand auf die Lippen; — „Still!“ — flüsterte sie. — „Nur Ruhe! Geliebter, Ruhe! Bist Du erst wieder hergestellt, dann, ja dann will ich die Deine sein vor Gott und den Menschen; frei kann ich Dir dann folgen, da ich meine Pflicht gegen den Verstorbenen erfüllt.“ Ein leichtes, seliges Lächeln war seine Antwort, dann schloss er die Augen, und lehnte sein Haupt leicht an die Brust der Gräfin, die, auf's tiefste erschüttert, ihn nun mit ihren Armen umfing. „Oh, dass wir uns nicht früher gefunden!“ — kam es dann leise über seine Lippen — „Nicht so wär's dann mit mir geworden! Jetzt ist's zu spät!...“ Mit Mühe ihre Thränen zurückhaltend, neigte sich Lisa noch tiefer über den Kranken. „Nicht so, Geliebter!“ — rief sie bittend — „Jetzt erst können und werden wir glücklich sein. Bist Du erst wieder

hergestellt, so“ „Zu spät!“ — flüsterte er kaum hörbar — „Zu spät! Ich fühl's das Ende naht das Ende“ Schwer sank sein Haupt zurück; ein heller Blutstrom quoll über seine Lippen, ein tiefer Seufzer hob seine Brust, und in den Armen, am Herzen Lisa's war Victor *** sanft verschieden.

